

2019/01



# Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen  
Schriftsteller/innenverbandes

Literarisches Österreich 2019/01  
Zeitschrift des Österreichischen  
Schriftsteller/innenverbandes

*Liebe Kolleginnen und Kollegen,*

das vorliegende Heft beinhaltet eine bunte Palette des literarischen Schaffens unserer Mitglieder und die Redaktion hofft, daß es Gefallen findet, sowie Anregungen für die eigenen Arbeiten bietet.

Zum ersten Mal weist die Ausgabe eine ISSN-Nummer auf, um sie in Buchhandlungen auflegen zu können. In diesem Zusammenhang bitte ich alle, die einen mehr persönlichen Kontakt zu einer Buchhandlung pflegen, mit der Buchhändlerin oder dem Buchhändler zu sprechen, daß die Hefte an einem gut sichtbaren Ort aufgelegt werden, am besten neben der Kassa, was der beste Platz ist, aber nicht leicht zu bewerkstelligen sein wird. Alle jene, die dazu bereit sind, melden sich am besten im Büro bei Ines Scholz. Je nach Wunsch kann die gewünschte Anzahl der Hefte direkt an die Buchhandlung verschickt werden oder das Büro sendet die Heft an die sich Meldenden, die die Hefte persönlich in die Buchhandlung bringen, je nach Kontakt-Tiefe.

Die Generalversammlung hat den alten Vorstand bestätigt, der für das so ausgesprochene Vertrauen dankt. Einzige Änderung: Unser zweiter Rechnungsprüfer ist neu. Dr. Manfred Schmid ersetzt Rudolfe Kraus, dem wir für seine jahrelange Tätigkeit herzlich danken. Manfred Schmid ist Germanist, Musikjournalist und Komponist, der unter anderem Lyrik vertont. Er hat sich bereit erklärt, Gedichte vom Mitgliedern zu vertonen. Das Prozedere ist einfach: Gedichte, die man sich musikalisch vorstellen kann, einfach an ihn schicken, vielleicht springt ihn ein Poem an und er vertont es.

Ihnen allen noch einen schönen Sommer.

Mit allen guten Wünschen,

  
Marianne Gruber

# Inhalt

Editorial		3
<b>Texte</b>		
Susanne Ayoub	Unser Haus	8
Elfriede Bruckmeier	Who is nobody?	12
Johannes Diethart	Zusammenschreiben	14
Klaus Ebner	Lesekultur	15
Wolfgang Fels	Ein Herr suchte	16
Markus Grundtner	Alles wegen der Geschichten	19
Max Haberich	Sein Schatz und die Flaktürme	24
Bernhard Heinrich	Der Autor und sein Kommissar	31
Ingeborg Hoflehner	Der Dünkel Die zehn Gebote	34
Ingeborg Kraschl	Rotgold	35
Rudolf Kraus	sieben zugabel!	38
Anton Marku	Liebesgebet Losgelöst vom Vers Verkehrt	39 40
Brigitte Meissel	An jenem Tag	40
Brigitte Pixner	Als noch der Apfelbaum blühte Gezeiten	44 45
Gottfried Pixner	Aphorismen und Epigramme	46
Otto Hans Ressler	Schöne Kunst	46
Elisabeth Schawerda	Das Spiel	49
Günther Frank-Schmidek	Heute	51
Martina Sens	Abschied end-geld Gehen	52

Martin Stankowski	Ma come amar:	53
	Träumen erlaubt	55
Kurt F. Svatek	Eine weite Reise	58
Cornelia Travnicek	kornelkirsche	62
Andrea Tschurlovits	wir sind nur einen augenblick	62
	du und i	
	Du und ich	63
	grado	64
Hannes Vyoral	tavignano-schlucht	
	rückreise, p.s.	65
	norfolk broads	
	anti-korruptions-gesetz	66
Peter Paul Wiplinger	Abendstimmung (im AKH Wien)	
	Gedenken an H.F.Kulterer	67
	Der schwarze Sack	68

## **Werkstatt**

Eva Kittelmann	Überhitzung	69
Werner Stangl	Romanprojekt: Zwei Wochen	70

## **Neue Mitglieder**

Hamed Abboud	Ein Bart zum Verschenken mit all seinen Konsequenzen	72
Thomas Aiginger	Ausnahmestand	75
Malina Marina Jankovic	Gedichte	77
Regine Koth Afzelius	Gnadenlose Exfrau	78
Günter Schütt	Metaphysik der Einsamkeit	79
Angelika Stallhofer	Gedichte	81
Franz Vesely	Gedichte	82
Mary Weißenstein	›Die Personen des Romans sind nicht frei erfunden‹	84

## Jahrestage

Giulio Caccini	Martin Stankowski	87
Johann Carl Gottfried Loewe	Martin Stankowski	90

## Rezensionen

Neuerscheinung	Rezensent/in	
Thomas Aiginger, Ausnahmezustand	Max Haberich	93
Mária Bátorová , Mitte	Martin Stankowski	94
Bernhard C. Bünker, Was ibleibt	Christine Toppelreiter	98
Gerhard Blaboll, Das kuhägige Kamel	Marianne Gruber	100
Johannes Diethart, Meine „vergessenen“ Wörter	Gottfried Pixner	101
Wolfgang Fels, Des Mondes Silber hellt die Nacht	Dr. Wolfgang Groiss	103
W. Fels, Der „hypokroatische“ Eid und andere Mysterien	Max Haberich	104
Maria Gornikiewicz, Valerie und die Demenz	Elfriede Bruckmeier	105
Christl Greller, und fließt die zeit wie wasser wie wort	Alfred Warnes	106
Dietmar Grieser, Was bleibt, ist die Liebe	Wolfgang Groiss	108
Leopold Hnidek, Der Erfinder Moldaschl und sein Oberhausen	Max Haberich	109
Herbert Jan Janschka, Vier Zeilen für Gott und die Welt	Max Haberich	110
Regine Koth Afzelius, Die letzte Partie	Max Haberich	111
Sylvia Treudl, Blick.Dichte	Elfriede Bruckmeier	112
Linda Kreiss, Der den Mond trägt	Max Haberich	113
Erika Kronabitter, Ausgewählte Gedichte	Klaus Ebner	114
Norbert Leitgeb, Sand im Geliebe	Bernhard Heinrich	116
Gerog Markus, Das gibt's nur bei uns	Max Haberich	117
Gottfried Pixner, Darf's ein Epi-Gramm mehr sein?	Elisabeth Schawerda	118

Karl Plepelits, Hellas mit und ohne Säulen	Max Haberich	119
Heidelore Raab, Blätter im Wind	Rosemarie Schulak	120
Wolfgang Ratz, Ausgewählte Gedichte	Klaus Ebner	122
Xaver Helix, Georg Rejam, Die Welt in der Welt	Martin Stankowski	123
Robert Streibel, Pilgers Paradies und Hölle	Elfriede Bruckmeier	125
Kurt F. Svatek, Was macht den Philémon schon ohne Baukís	Klaus Ebner	126
Volitiva/Andrea Lammer, Hans Bäck, Frau agiert, Mann reagiert	Bernhard Heinrich	127

## **Aus dem Kreise der Mitglieder**

Jubiläen		129
Auszeichnungen und Ehrungen		130
Laudatio Matthias Mander	Christian Teissl	130
Abschiede		135
Nachruf Hilde Langthaler	Susanne Ayoub	136
Nachruf Margarethe Herzele	Sidonia Gall	138
Aus dem Verbandsbüro		141
Impressum		142

# Texte

Susanne Ayoub

## Unser Haus

Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen. Er hat niemals eine ganze Nacht geschlafen seit. Verbotenes Wort. Sprich nicht davon. Stein in den Mund. Die Zähne haben sie ihm eingeschlagen, damals. Verbotene Zeit. Überall liegen die Steine. Für unsere Gräber, sagt Sophie.

Wie lange stand ich vor der Tür? Sie mussten da sein. Sie gingen doch so gut wie nicht mehr aus der Wohnung. Ich horchte. War da nicht gerade etwas zu hören gewesen, die Stimme meines Großvaters, hatte er gerufen? Die Tür war nicht versperrt. Warum ließ sie sich nicht öffnen? Hilfe rufen, die Polizei, mit Gewalt eindringen, ein schrecklicher Gedanke. Wo war Marie, warum kam sie nicht, das hatte mit ihr zu tun, mit der Tochter, nicht mit der Enkelin. Oma, Opa, rief ich, ich bin es. Es hallte im Stiegenhaus, dann war es wieder still.

Rauch dringt aus der Küche. László ist auf dem Sofa eingedöst. Nur einen Augenblick. Sie hat ihn dazu genützt, Feuer zu legen. Unsere Wohnung, Sophie, das darfst du nicht. Ich erlaube es nicht. Das ist unsere einzige Sicherheit. Sophie, haben wir dafür? Still. Verbotene Erinnerung.

Sophie liegt auf dem Boden. Sophie, nein, sie ist nicht tot, sie darf nicht tot sein. Da soll sie doch lieber das Dach über unseren Köpfen anzünden. Steh auf, Sophie. Er plagt sich. Da schlägt sie die Augen auf. Er hat Anspruch darauf, er muss ihn nur anmelden. Dann ist es gut. Aber wir fürchten uns vor der Rechnung, sie fällt immer zu hoch aus.

Mit wem spricht sie? Mit wem sprichst du, fragt László.

Ich bin nicht schuld, sagte ich zu Marie, meiner fernen Mutter, die mich mit dieser Angelegenheit allein ließ. Ich habe mich gekümmert, so gut ich konnte. Aber du bist ihr Kind, sie vermissen dich, sie wünschen sich, dass du zu ihnen kommst.

Hermann, sagt Sophie. Matt. Ihre Augen verdreht, so dass er das Weiße sieht. So blass. Sophie, er schreit, er fällt an ihrer Seite auf die Knie, er ächzt, weil es schmerzt, aber da, wo es schmerzt, zählt es nicht, jetzt nicht. Wo ist dein Blick,



wen siehst du da? Hermann? Du hast doch nie. Still. Verboten. Da hebt sie den Kopf, Sophies Gazellenkopf. Alt sind wir geworden, denkt László, die Tränen laufen ihm über das Gesicht. Sie schaut ihn an, verwaschen ist das Lavendelblau ihrer Augen, ihre Haut schlägt Falten auf dem Schädelknochen.

Sie hatten keine Worte für das Grauen, sagte Marie zu mir. Sie lebten in der Hölle, und ich, ihre Tochter, kannte keinen anderen Ort. Ich habe kein Leben gehabt, nur eine Rolle in einem Drama ohne Ende.

Marie, bringt Sophie schließlich hervor, Marie soll es einmal besser haben. Der graue Stein, der über ihrem Kopf dräut, fällt nicht herab, weil Hermann ihn festhält. Er ist zu groß für mein Grab, gib ihn weg. Sophie ist erschöpft. Sie hebt das zerbrochene Geschirr vom Küchenboden auf und wirft es mit dem kalt gewordenen Mittagessen in den Mülleimer. Hermann bleibt in der Küche, er sieht ihr zu. Die ganzen Jahre habe ich gedacht, du seist tot. Es stand in einem Brief, der im Postkasten lag, bald nachdem wir zurückkamen, den sie nicht las, nur László, und sie fragte nichts. Hermanns blondes Haar fällt ihm weich in die Stirn, über den Ohren ist es zu lang. Er hat sich nicht sehr verändert, obwohl er natürlich älter geworden ist, er war ein Kind, nun ist er ein Mann. Sie will ihn küssen, aber sie hat keinen Atem übrig. Am Spiegel geht sie mit gesenktem Blick vorbei, sie hat Angst vor ihrem Anblick.

In dieser Hölle bin ich zur Welt gekommen, sagte Marie zu mir, die nicht zuhören wollte, doch vor der Stimme der Erinnerung gab es kein Entrinnen. Immer hatte Marie geschwiegen, mit einem Mal wurde das Thema zur Obsession, nicht nur die Maries, die einer ganzen Generation. Wie eine Revolution kam es über sie. Ich will nicht mehr mit Steinen leben, sagte sie. Sie ging fort, sie holte ihr Studium nach, in Paris, kam nur zu flüchtigen Besuchen zurück und reiste bald wieder ab. Und ich, ihre Tochter, die nicht schuld war, die nur wusste, was man ihr erzählte, die keine Verantwortung trug und doch eine übergestülpt bekam, blieb. Stand vor einer verschlossenen Tür, die sich nicht mit einem Schlüssel öffnen ließ, drückte mich dagegen und rief.

László, mir ist mein Leben abhanden gekommen, jammert Sophie. Wo ist Marie? Wo ist Hermann? Wo ist meine Mutter? Sophie! László schüttelt sie. Warum Hermann? Ich bin es, dein Mann, sieh mir ihn die Augen.

Kein Laut drang aus der Wohnung. Ich fühlte mich erschöpft vom Warten. Aufgeben durfte ich nicht. Ich war die einzige, die diese beiden nicht aufgegeben hatte. Keine Polizei. Noch nicht. Ich sollte noch einmal rufen, aber mir graute vor der Stille danach, wenn keine Antwort kam.

Marie geht es besser. Hermann ist tot. Hast du ihn vergessen, unseren Ältesten? Was aus ihm geworden ist? Es ist besser, sich nicht zu erinnern, es ist besser zu schweigen, das alles zu verschweigen und damit zu vergessen. Eines Tages wird niemand mehr wissen, was uns geschehen ist. Dann erst wird es vergangen sein. Wir sprechen nicht darüber, wir haben es geschworen. Marie soll nicht erfahren, was an ihrem Anfang stand, was ihr bestimmt war, wovor sie errettet wurde. Sie hatte Glück. Grausam, dass wir das Glück nennen mussten. Wer hat mit Marie gesprochen? Ich nicht und du nicht, aber Marie hat es erfahren.

Ich habe keine Kindheit gehabt, klagte Marie in mein Ohr, das an der Wohnungstür horchte. Keine Nacht ohne Alptraum. Sie schrie im Schlaf, und er weckte sie auf, rüttelte sie und brüllte sie an, aber der Traum blieb ihr auf den Fersen, folgte ihr in das Wachsein. Er musste Licht machen und mit ihr ins Wohnzimmer gehen. Einen Drink verlangte sie, Manhattan, Highball, Getränke mit schönem Klang, die scharf rochen. Dann tranken sie und dann weinten sie. Er wiegte sie in den Armen, sie versteckte ihr Gesicht an seiner Schulter. Auf mich achteten sie nicht. Ich hätte aus ihrem Leben verschwinden können, sie hätten es nicht bemerkt. Aber. Es gibt immer ein Aber, eine Entschuldigung, eine Erklärung. Nie sagten sie etwas. Ich habe es erraten müssen. Heimlich habe ich ihre Papiere durchsucht, alles gelesen, bis ich es wusste. Nein, ich liebe sie nicht, ich bedaure sie, aber ich verstehe sie nicht, ich will und werde sie nicht verstehen, ich gehe ihnen aus dem Weg.

Die Nachbarin mit dem eisengrauen Haar bringt den Einkauf, seit Sophie darum gebeten hat. Ein bisschen Brot, mir ist heute schwindelig. László hört davon und verbietet es. Das brauchen wir nicht. Meine Frau ist manchmal durcheinander, erklärt er der Nachbarin. Ich kaufe ein. Er hat Sophie verboten, mit der Frau noch einmal ein Wort zu wechseln. Nichts hat sich geändert seit. Wir hätten nicht. Still. Verboten.

László steigen die Tränen in die Augen. Wie hat er so mit ihr sprechen können? Sie liegt in seinen Armen, vogelleicht, ohne Farbe. Er fühlt einen Hauch an seiner Wange, ihren Atem. Wärme zwischen seinen Händen, sie vergeht. Sophie, mein Weib, mein Kind. Endlich hebt sie den Blick, sie sieht ihm in die Augen. Abschied. Geh nicht, Sophie, nicht ohne mich. Warte, Sophie.

Die Nachbarin gab ihren Beobachtungsposten auf. Sie öffnete ihre Tür ein Stück, schob Kopf und Schultern heraus. Zum ersten Mal sah ich sie von Angesicht. Mein Rufen hatte sie herbeigeholt. Ich kämpfte mit meinem schlechten Gewissen. Ich hatte immer noch nichts getan, nicht die Tür öffnen können,

niemanden um Hilfe gefragt. Der Mama wie aus dem Gesicht geschnitten, sagte die Frau. Wo ist denn die Marie? Es wird Zeit, dass endlich jemand eingreift. Sie werfen das Essen auf Rädern ins Klo und scheißen auf ihre teuren Perserteppiche. Ich stand halb abgewandt von ihr und hörte stumm zu. Die Stimme schrillte. Wer die Wohnung früher gekannt hat, ein Schmuckkästchen war das. Jetzt verkommt alles. Die züchten das Ungeziefer. Millionen haben sie vom Staat kassiert. Die sind im Geld erstickt. Das haben sie davon. Jetzt ersticken sie im Dreck.

Sophie, sie haben dich fortgebracht, ich konnte sie nicht aufhalten. Aber ich weiß, wo du bist, ich habe mich nur ein wenig ausgeruht. Die Stufen sind schrecklich kalt. Ich konnte meine Schuhe nicht finden, macht nichts, der Weg ist nicht weit. Einfach die Straße entlang, rechts kommt der Park, dort ist es. In dem Krankenhaus haben sie Marie den Blinddarm entfernt. Ich kann es nicht verfehlen, da vorne ist es schon. Ich schaue den Portier nicht an, nur schnell an ihm vorbei, ich stelle keine Fragen, ich werde dich allein finden.

Ich friere. Ich habe meinen Mantel vergessen. Das Hemd auch. Keine Hose. Ich bin nackt. Ich habe keine Zeit, mich zu schämen. Die Zimmernummer steht auf dem Zettel, ganz groß, damit ich sie ohne Brille lesen kann. Du bist nicht in deinem Bett. Gar kein Bett ist in diesem Zimmer, ich habe doch nicht das Stockwerk verwechselt, nein, alles stimmt, und da auf dem Gang ist auch das Bett mit deinem Namen. Sophie. Das bist du nicht. Sophie. Bist du. Sophie, ich bin bei dir.

Maries Telefon war abgeschaltet, ich schickte ihr eine Nachricht und dann noch eine, ich bekam keine Antwort. Dann war alles vorbei. Mein Großvater László erkannte zuletzt niemanden. Er sprach mit mir, aber er meinte Marie. Seine letzten Worte: „Mit den Steinen, die du mir in den Weg wirfst, werde ich ein Haus bauen. Für viele“, verstand ich nicht. Vielleicht wusste es Marie.

Elfriede Bruckmeier

## Who is nobody?

„Wer sind Sie“ herrschte der Arzt sie an, als sie zusammen mit den Sanitätern und der Bahre, auf der ihr Vater lag, das Schockzimmer betreten wollte. „Ich bin die Tochter!“ stammelte sie und wurde in den Gang zurückgescheucht. Da saß sie nun auf einem der entlang der weißen Wand aufgereihten Plastikstühle und fragte sich: „wer war sie nun wirklich?“

Sie war die Tochter des Patienten, den man soeben nach einem Schwächeanfall (Herzinfarkt? Schlaganfall?) ins Klinikum eingeliefert hatte. Außerdem: sie war die Gattin ihres Mannes, die Mutter ihrer Tochter und das „Frauerl“ des Hundes Leo.

Erst neulich hatte sie ein alter Herr gefragt: „Was macht eigentlich Ihr Mann?“ und auf ihre Erzählung, dass er ein technisches Unternehmen aufgebaut habe und eben im Begriff sei, ins Ausland zu expandieren, sagte er: „Und Gnädigste machen *gar nichts*?“ Das war gedankenlos, aber sicher nicht böse gemeint, doch traf es sie wie ein Keulenschlag. Schließlich versorgte sie den Haushalt und hielt ihrem Mann den Rücken frei, wenn Gefahr bestand, dass Geschäftsfreunde oder Kunden sich in sein Privatleben einmischen wollten. Sie überwachte die schulischen Fortschritte ihrer Tochter, machte sich bei Lehrern unbeliebt und kämpfte um eine Begabtenförderung, als die private Musikausbildung nicht mehr zu finanzieren war. Wenn sie die Post vom Briefkasten holte konnte sie die Hoffnung nie unterdrücken, dass vielleicht einmal ein Brief an sie adressiert sein würde, aber alle Post gehörte ihrem Mann. Natürlich: ihr Mann stand im „Who is who“.

Und wo stand sie?

Neuerdings waren gelegentlich sogar schon Nachrichten an ihre Tochter dabei!

Hier auf dem Krankenhausflur, im Angesicht eines unsäglichen Blumenstilllebens entschied sie, dass sich in ihrem Leben etwas ändern müsste.

Nachdem ihr Vater erstversorgt war und zur Beobachtung in die Bettenstation transferiert worden war, musste sie dem Arzt noch klar machen, dass man mit ihr ohne weiteres Klartext reden konnte. Auch ein abgebrochenes Medizinstudium war schließlich für etwas nützlich!

Ihr Vater war damals strikt dagegen gewesen, dass sie studierte, „ja, wenn du

ein Sohn wärst..“ schließlich würde sie ja doch heiraten und Kinder bekommen, wozu also der Aufwand!

Ihre private Katastrophe bestand darin, dass ihr Vater leider Recht behielt. Mit 22 war sie bereits Ehefrau und Mutter eines Babys...

Als ersten Schritt zur neuen Identität ließ sie noch in derselben Woche Visitenkarten drucken und bestellte ein Zeitschriftenabonnement auf ihren Namen. Und nach all den Jahren begann sie, ihr Studium wieder aufzunehmen. Sie genoss das Zusammensein mit den jungen Kolleginnen und Kollegen, und erstaunlicherweise konnte sie ihr altes Wissen wieder abrufen. Nach zwei bestandenen Prüfungen erkrankte ihre Mutter schwer und vermochte sich nicht mehr um den verwirrten Vater zu kümmern. Da überlegte sie nicht lange und bleibt zu Hause, um die Eltern zu pflegen.

Die Tochter war inzwischen selbst Studentin, ihr Mann oft beruflich im Ausland unterwegs, sie hatte also noch freie Kapazitäten, und so versuchte sie, ihre Lieblingsbeschäftigung, auch Hobby genannt, zu perfektionieren: Origami, die Kunst des Papierfaltens. Nach einer Ausstellung in der Volkshochschule wurde sie gefragt, ob sie ihre Fertigkeit nicht weitergeben wollte. Am ersten Kursnachmittag kamen nur zwei Frauen, doch die waren so begeistert, dass sie beim nächsten Mal schon ihre Freundinnen mitbrachten. Die ganze Kleinstadt wurde vom Origami-Fieber erfasst. Für die verschiedenen Festtage fertigten die Damen hunderte Vögel an und verwandelten den Hauptplatz in ein Vogelparadies. Für das neue Gemeindezentrum bestellte der Gemeinderat eine Plastik: „drei Kraniche“ aus Aluminium gefaltet diesmal.

Nach dem Tod ihrer Eltern hätte sie das Studium nochmals aufnehmen können, doch dazu blieb ihr jetzt keine Zeit mehr. Die Presse wurde auf die Damen aus der Kleinstadt und ihre „Faltomanie“ aufmerksam, und ausführliche Berichte in verschiedenen Medien waren die Folge. Eine Gemeinschaftsarbeit schmückt neuerdings das Kongresszentrum der Landeshauptstadt! Sie hatten die uralte japanische Technik mit alpenländischen Motiven bereichert, das überzeugte die Jury.

Ihr Mann war nun meist zu Hause, denn ein Internationaler Konzern hatte seine Firma und alle Patente gekauft – „geschluckt“ – wie er sagte. Im besten Mannesalter war er nun reich, aber arbeitslos. Von gutartigem Naturell, wie er nun einmal war, machte er das Beste daraus. Er half Tochter und Schwiegersohn beim Hausbau, freute sich auf ein Enkelkind und machte weite Wanderungen mit dem Hund, inzwischen Leo III.

Immer seltener kamen Briefe an ihn, man schien ihn schnell vergessen zu haben. Die Post kam jetzt zu ihr, der bekannten Kunstgewerblerin.

Nun war sie kein Nobody mehr: Konnte sie also mit ihrem Leben zufrieden sein, obwohl es ganz anders verlaufen war als geplant?

Die alte Frau in Puchberg am Schneeberg fiel ihr ein, und ihre Warnung: „Wenn Sie zu spät aufbrechen können Sie den Gipfel nie erreichen!“ Lachend hatte sie geantwortet: „Aber da gibt es doch immer noch die MITTELSTATION“

P.S. Woran merkt man, dass diese Geschichte frei erfunden ist? Natürlich am Verhalten des Mannes. Mit dem Hund gehen und sich über die Karriere der Frau freuen, das hätte „frau“ wohl gerne! Viel wahrscheinlicher ist, dass er mit dem Vermögen an der Börse spekuliert und sich eine Freundin zulegt...

**Johannes Diethart**

## **Zusammenschreiben**

Für diejenigen, die nicht wissen, ob man „zusammen arbeiten“ oder „zusammenarbeiten“ schreiben soll, eine kleine Nachhilfe mit sokratischem Blinzeln. Aus dem Zusammenhang geht's ja meistens hervor, wie's gemeint ist. Wenn der Schreiber ein Blitzgneißer ist.

Im allgemeinen halt ich mich nicht im Allgemeinen auf, sondern wend mich im besonderen dem Besonderen zu. So will ich es auch weiterhin halten. Wenn, dann möchte ich, rhetorisch gebildet, schön reden und nicht schönreden. Sie wissen sicherlich auch noch, daß man mit jemandem zusammen arbeiten, aber auch zusammenarbeiten kann. Wenn Sie ein ganz Schlauer sind (oder eine ganz Schlaue), werden Sie diese Fangfrage locker bewältigen. Sie wissen als sprachlicher Schlaumeier, daß man das Wort „gemeinsam“ einsetzen kann, und dann ist die Schose auch für Begriffstützig zu bewältigen. Man muß halt ein bißl mitdenken.

Oder muß ich noch deutlicher werden? Ah, Sie waren gestern beim Heurigen? Dann muß man die Ganglien noch auf Vordermann bringen.

## Lesekultur

Lesekultur wurde stets anerzogen. Wendet sich die Erziehung jedoch ganz anderem zu (etwa der Geldanhäufung und Konsumation einer verdummenden Medienberieselung), dann wird die Welt der Bücher nicht nur kleiner, sie droht sogar ganz zu verschwinden. In der Geschichte gab es das mehrfach – das wohl bekannteste Beispiel ist der Niedergang der Buchkultur und der Literatur im späten Römischen Reich, in den wenigen Jahrhunderten nach der Goldenen und Silbernen Latinität (welche ca. von 100 v.u.Zr. bis 100 n.u.Zr. reichte). Bis ins sechste Jahrhundert ging ein überwältigender Teil (Schätzungen gehen von bis zu neunzig Prozent oder mehr aus) des gesamten lateinischen Schrifttums unwiederbringlich verloren (wie viel an Skulpturen, Architektur und vielleicht auch Malerei verschwand, können wir höchstens erahnen, und von der Musik blieb gar nichts erhalten, außer vielleicht ein paar Notationen, die wir nicht mehr verstehen).

Kultur braucht einen (zumindest einigermaßen) günstigen Rahmen, damit sie entsteht und gepflegt wird. Das ist zugleich das passende Stichwort dafür: Kultur muss »gepflegt« werden. Immer schon hatten Künstler Gönner und Förderer, die ihnen finanziell unter die Arme griffen, seien es antike Herrscher, die es toll fanden, (die damals einigermaßen seltenen) Schriftrollen in eigens dafür bestimmten Gebäuden auszustellen und damit den Grundstein zum Bibliothekswesen legten, weltliche Herrscher und Kirchenfürsten des Mittelalters, welche Sänger, Bildhauer, Maler und Literaten an ihre Höfe holten, moderne Staaten mit ihrem formalisierten Stipendienwesen oder gut situierte Adelige und reiche Bürger des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (denn die heute Reichen interessiert nur mehr die Gewinnorientierung, wenngleich solche sich zu Kafkas Zeiten noch höchstpersönlich als Dichter und Hausmusikanten versuchten).

Verschwindet das Interesse an Kultur und wird diese nicht mehr gepflegt, dann ist Vergessen angesagt. Aber was bedeutet das für uns, wenn die Kunst vergessen wird? Jede Kultur definiert sich über ihre Überlieferung, über Traditionen und Werte, mit denen man sich identifiziert und auf die man in gewisser Weise sogar stolz ist. Die Künste spielten dabei stets eine herausragende Rolle. Warum? Auf welcher Weise einer sein Brot gegessen hat, ist höchstens von sekundärer Bedeutung – Kunstwerke jedoch haben Bestand (sofern sie nicht vernichtet oder eben vergessen werden), und sie bestimmen die Charakteris-

tika einer bestimmen Kultur grundlegend. Vergisst ein Volk seine künstlerische Überlieferung (weil es sich ausschließlich für Pekuniäres und momentanen Spaß interessiert), dann gibt es seine Kultur dem Verfall preis.

Künstlerisch Interessierte zog man sich seit dem institutionalisierten Schulwesen gezielt heran, durch eine humanistisch orientierte Bildung und die Beschäftigung mit Kunstwerken, Musik und Literatur an den Schulen.

Dass dies aus dem heutigen Bildungswesen allmählich verschwindet (weil nämlich von den Mächtigen ein wirtschaftlich gut zuordenbares Funktionieren des »Menschenmaterials« nach vorgegebenen Schemata angepeilt wird), wissen wir alle. Das Zurechtstutzen der Kunst und Literatur auf ihren reinen Unterhaltungswert folgt daraus zwangsläufig.

Ich kann nur hoffen, dass irgendwann in der Zukunft keiner sagen wird, er hätte von alledem ja nichts gewusst.

**Wolfgang Fels**

## **Ein Herr suchte**

Ein Herr suchte meine Sprechstunde auf, ich fragte ihn nach seinen Beschwerden und wie ich helfen könne. Er deutete mit dem Zeigefinger auf sein unteres Rumpfende, zu seiner emotionalen Mitte und teilte mir mit, dass er ein Muttermal auf seinem Penis entdeckt habe. Es ist allgemein bekannt, dass sich hinter derartigen dunklen Flecken allerhand Böses verbergen kann, sodass sich ein gewissenhafter Arzt diese Dinge genau anschauen muss. Er legte sich auf eine Untersuchungsliege und packte den besagten Körperteil aus. Das Muttermal war nicht zu übersehen und ich sagte zu ihm, dass ich mir das mit einem Dermatoskop anschauen müsse. Der Patient hatte natürlich keine Ahnung, was ich mit ihm vorhabe und fragte mich, was denn so ein ‚Dermatodings‘ sei. Darauf klärte ich ihn auf, es handle sich dabei um eine Art Vergrößerungsglas, eine beleuchtete Lupe, mit der man die Einzelheiten ganz genau sehe. Als er das Wort Lupe hörte, meinte er: *„Aber Doktorchen, so klein ist er nun auch wieder nicht, dass Sie ihn mit einer Lupe suchen müssten!“*

..... Um noch einmal auf die oben angeführten Vertiefungen zurückzukommen, fällt mir ein, dass eine Dame, die den Wechseljahren bereits länge-



re Zeit entwachsen war, über Schmerzen im früher erwähnten ‚Genialbereich‘ klagte, die vor allem beim zwischenmenschlichen Näherkommen äußerst hinderlich und störend seien. Sie führte diese Problematik – völlig zu Recht – auf einen Hormonmangel zurück, der, wie allgemein bekannt ist, sehr häufig die Ursache für einen derartigen Verkehrsstau ist.

„*Ich leide an einer schweren partnerschaftlichen Trockenheit*“, erklärte sie mir ihr hormonelles Defizit. Sie sei seit längerer Zeit verwitwet und allein geblieben, da sei ihr in diesem Bereich nichts aufgefallen, aber jetzt lebe sie in einer neuen Beziehung und wolle den Jahreswechsel mit ihrem Partner in einem exklusiven Hotel im Süden feiern. „*Ich will ihm nicht nur einen guten Rutsch ins neue Jahr wünschen, sondern ihm auch bieten*“, meinte sie schelmisch. Ein wahrlich frisch entflammtes Feuerwerk! Zum Gelingen ihres Vorhabens bekam sie von mir nicht nur gute Ratschläge und entsprechende Behelfe, sondern auch den aufrichtigen Wunsch, dass der neue Partner ausreichend in der Lage sein möge, sein bestes Stück zum Gelingen dieses festlichen Anlasses entsprechend zu motivieren.

Woran man in diesem Zusammenhang keinesfalls herumkommt, sind die seinerzeit gegen Paradies-Ende gesprochenen Worte des Herrn: „*Wachset und mehret euch!*“ Dies ist das einzige Gebot des Himmels, das weltweit mit großer Begeisterung und Hingabe befolgt wird. Diese Aufforderung muss man sich allerdings auf der Zunge zergehen lassen. ER sagte das nämlich zu Adam und Eva, als beide zu diesem Zeitpunkt schon sichtlich ausgewachsen waren. Was meinte ER also mit ‚wachset‘? Ich kann mir nur vorstellen – und dieser Meinung sind außer mir auch noch andere große Wissenschaftler – dass der HERR, als er diese Worte sagte, dem Adam nicht in die Augen blickte, sondern sein Blick auf das paradiesische Hosentürl unseres Stammvaters gerichtet war und er somit die göttliche Aufforderung und Gabe dieses Wachsens der darunter verborgenen Manneszier zuteilte. Dass allerdings nicht alles, was aus dem Paradies kommt, klaglos funktioniert, ist hinlänglich bekannt.

Dieses Problem des nicht Wachsenwollens oder -könnens wurde mir in der Praxis von einem etwas älteren Herrn mit den Worten „*Bei mir funktioniert der Erektor Pimpi nicht mehr*“ eindringlich auf sehr vornehme Art deutlich gemacht. Nachdem ich mit dem Patienten die Problematik besprochen hatte, bekam er zur Stärkung seines schwächelnden Körperteiles eine sogenannte Aufstiegshilfe in Form einer blauen Pille verordnet und ging damit hoffnungsfroh nach Hause. Bei der nächsten Konsultation schilderte er mir dann sein Erfolgserlebnis.

Er näherte sich voll Lust und Erwartung seiner Gattin, die mit nach oben verdrehten Augen seufzend stöhnte: „*Jessas, das auch noch*“. Auf Grund der Hartnäckigkeit seines Verlangens gab sie dann doch seinem Werben mit folgenden Worten nach: „*Um Himmels Willen, wenn es schon sein muss, dann tummle dich wenigstens!*“ Es war also Eile geboten. Die Flitterwochen schienen schon lange vorbei zu sein, allerdings erwartete er sich nach Einnahme besagter Pille eine Symphonie in mindestens drei Sätzen ohne Pause, der Frau Gemahlin schienen aber die drei „R“ zu reichen. (Der/die geneigte Leser/in kann mit den drei „R“ nichts anfangen? Rauf, Rein, Runter – und wehe, er geht fremd!).

Es scheint, dass die Devise „Das Leben wird erst schön, wenn die Kinder aus dem Haus und Mann und Hund tot sind“, sehr viel Wahres enthält und somit ein glückliches und hingebungsloses Verwitwen in Aussicht stellt.

Ein anderer Patient, bereits in den Jahren, in denen das Thema Sexualität als nicht mehr alltagsbeherrschend eingestuft wird, erkundigte sich in meiner Sprechstunde, ob man nicht mit Hausmitteln diesem Altherrenschwächeln etwas entgegensetzen könne. Er habe in diesem Zusammenhang von einer erstaunlichen Wirkung durch den regelmäßigen Verzehr von Stangensellerie gehört. Der Name allein klingt schon vielversprechend, dachte ich mir und sagte ihm, es sei einen Versuch wert. Er möge sich nach etwa zwei Wochen wieder bei mir melden und berichten, was sich in dieser Sache getan habe. Mir war eigentlich nur bekannt, dass Sellerie eine entwässernde, also harntreibende Wirkung habe. Der langen Rede kurzer Sinn, der schwächelnde Herr brachte den Therapieerfolg dieses Hausmittels mit einer köstlichen Aussage auf den Punkt: „*Von einer stärkenden Wirkung ist mir nichts aufgefallen, allerdings hatte ich ihn, bedingt durch die harntreibende Wirkung, öfter als normal in der Hand*“ und begann nach dieser Aussage schallend zu lachen. Wenigsten ein kleiner Erfolg, wenn auch nicht der erwünschte. Ich musste ihm aber Bewunderung zollen, er war einer der wenigen, die sich selbst nicht allzu ernst nahmen und noch in der Lage waren, über sich zu lachen....

Markus Grundtner

## Alles wegen der Geschichten

Ein Arbeitstag weniger, fehlen nur 45 Jahre.

Ich verlasse die Kanzlei, drinnen brennen noch Lichter.

Aus Gewohnheit tippe ich die Nummer des Taxirufs ins Telefon. Doch genug telefoniert für heute. Ich spaziere zum Standplatz.

Nach einem Tag wie diesem möchte ich wie der Herbst sein und alles von mir abfallen lassen. Aber es ist die falsche Jahreszeit dafür. Auf halbem Weg beginnt es zu schneien.

Mit nassen Haaren und zu Fäusten geballten Händen komme ich bei den wartenden Taxis an. Ich bücke mich zur Beifahrerseite des ersten Wagens in der Reihe. Die Straßenlaterne spiegelt sich im grau getönten Glas.

„Sind Sie frei?“, frage ich.

Die Silhouette des Fahrers bedeutet mir mit beiden Händen, einzusteigen. Ich öffne die hintere Beifahrertür, wuchte meine Aktentasche hinein und lasse mich auf den Rücksitz fallen.

„Einen wunderschönen guten Abend, mein Herr“, sagt der Taxifahrer. Ich begrüße seinen Hinterkopf. Oder, besser gesagt: Ich begrüße sein schulterlanges weißes Haar. Danach grüße ich seine weit geöffneten Augen im Rückspiegel.

Ich sehe aus dem Fenster: Von einem Moment zum nächsten fällt kein Schneeregen mehr. „Natürlich“, murmle ich.

„Wie meinen?“, fragt der Fahrer.

Ich schüttle den Kopf und sage ihm, wo es hingehen soll. Während er sich startbereit macht und losfährt, versuche ich eine Nachricht an meine Freundin Klaudia zu schreiben. Ich hole mein Telefon aus der Hosentasche und tippe mit feuchten Fingern auf dem Display herum. Ich halte Klaudia über die Stationen eines spätabendlichen Heimkommens auf dem Laufenden. Sie ist Italienerin, mit einem großen Herzen voll Besorgnis um mich, samt Einsprengseln von Eifersucht.

Ich bessere einzelne Formulierungen aus. Der Fahrer schlägt mir zwei Alternativrouten vor.

„Wie Sie wollen“, sage ich, „Die Rechnung geht auf meine Kanzlei.“

Im Rückspiegel leuchten seine Augen auf.

„Ach, was für eine Kanzlei wäre denn das?“

„Keine, um einen Justizthriller darüber zu schreiben“, sage ich, „Eine Kanzlei, die nur Arbeitsrecht macht.“

Ich schicke die Nachricht an Klaudia ab.

Er sagt: „Wissen Sie, ich höre oft Autoradio. In letzter Zeit ist viel von neuen Gesetzen die Rede, die für Arbeitnehmer nachteilig sein sollen.“

Mein Telefon vibriert. Es ist nicht Klaudia, sondern eine Personalchefin, deren Unternehmen wir beraten. Sie stellt mir Zusatzfragen zu jenen Zusatzfragen, die ich ihr vor einer Stunde bereits beantwortet habe. Alles superdringend, versteht sich.

Er fragt: „Gibt es da kein höheres Gesetz, das diese neuen Gesetze unwirksam macht? Kann das legal sein?“

Kurz und prägnant, wie ich es in der Kanzlei nie zusammenfassen würde, gebe ich meine rechtliche Stellungnahme ab.

„Legal ja“, sage ich, „und gleichzeitig eine Schweinerei.“

„Ich werde Ihre Expertise an meine Fahrgäste weitergeben ...“, sagt er, während er stadtauswärts fährt.

„Wissen Sie, mir tut das alles nicht mehr weh. Ich bin in Pension, ich fahre abends ein wenig Taxi. Aber es geht mir nicht ums Geld.“

Ich tippe komplizierte Rechtsausführungen in mein Telefon.

„Wenn Geld nicht wichtig ist“, frage ich, „Warum fahren Sie Taxi?“

„Wissen Sie, meine geliebte Gattin geht jeden Tag um zehn ins Bett. Ich dagegen bin von der rastlosen Sorte. Anstatt vor dem Fernsehgerät zu verblöden, begeben sich zum Standplatz. Ich höre Menschen gerne reden. Und ich rede selbst auch gerne.“

Ich tippe und tippe noch mehr. Die erste Zusatzfrage der Personalchefin könnte als Dissertationsthema herhalten.

Er fragt: „Darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen?“

Die Telefontipp-Orgie geht weiter, und ich antworte: „Ja, bitte.“

Er richtet sich auf, rückt den Innenspiegel zurecht, damit er mich besser sehen kann, und beginnt.

„Ich bringe meinen Fahrgästen gerne etwas bei. Fahre ich beispielsweise durch die Innenstadt, frage ich meinen Fahrgast: ‚Kennen Sie Peter von Nobile?‘ Den meisten sagt der Name nichts. Er war Schweizer und studierte Architektur in Triest. Wegen ihm haben wir in Wien den Theseustempel und in Triest die Kirche Sant’Antonio Nuovo.“

Wir biegen ein, wir müssen noch in engen Gassen herumkurven, dann sind wir bei meiner Wohnung.

„Und alle Fahrgäste sehen mich fasziniert an ...“ Ich blicke zwischen seinen Augen im Rückspiegel und seinem Hinterkopf hin und her. Ich versuche, interessiert zu wirken. „... Oder vielleicht wollen sie einfach nicht unhöflich sein.“

Er sagt: „Jedenfalls sitzt einmal eine junge Frau auf der Rückbank und grinst so verschmitzt, während ich erzähle. Ich frage die Dame also, warum sie so verschmitzt grinst.“

Das Taxi bleibt an einer roten Ampel stehen.

„Da sagt sie, dass sie auch aus der Schweiz nach Triest gezogen ist, um Architektur zu studieren, und nun für ein größeres Projekt in Wien als Architektin arbeitet. Und wir lachen beide.“

Ich nicke und sage: „Mhm.“

„Wissen Sie, die Geschichte erzähle ich gerne. Da zeige ich einem netten Menschen, der von weit herkommt, die Wahrzeichen meiner Stadt – und plötzlich merke ich, dass dieser nette Mensch selbst eine Beziehung zu den Wahrzeichen hat. Und genau deshalb fahre ich nachts mit meinem Taxi durch die Gegend. Alles wegen der Geschichten.“

Ich nicke und sage wieder: „Mhm.“ Die Ampel ist immer noch auf Rot geschaltet. Wir sind die einzigen, die hier stehen und warten. Nur die Straße hinauf, dann noch einmal abbiegen und ich bin daheim.

„Wissen Sie, es ist beileibe nicht die größte Geschichte aller Zeiten. Und vielleicht nicht die spannendste. Aber ein kleiner Glücksfall. Und ein kleiner Glücksfall wird zu etwas Besonderem, wenn er sich in einer langen Nacht ereignet.“

Ich sage: „Toll, wenn jemand seinen Job aus Begeisterung macht.“

Stille kehrt ein im Taxi. Mir fällt keine Geschichte für ihn ein. Das Einzige, woran ich mich momentan erinnern kann, sind Paragraphen und alle Ungechtigkeiten dieser Welt. Also warten wir und schweigen.

Der Taxifahrer öffnet sein Fenster. Der Schneematsch ist geschmolzen. Alles glänzt.

Durch die sonst stille Straße dringt wildes Zwitschern. Der Fahrer und ich blicken nach oben: Auf dem Drahtseil, an dem die Ampel hängt, sitzt eine Amsel. Der schwarze Vogel balzt, obwohl es feucht, kalt und dunkel ist – und es auch noch lange so bleiben wird.

Der Fahrer sagt: „Da sucht einer nach seinem persönlichen Glücksfall.“

Nun kann es wirklich nicht mehr lange dauern. Und wenn doch, steige ich einfach hier aus. Also bereite ich mich vor. Ich überprüfe, ob ich alles bei mir habe. Ich stecke mein Telefon in die Brusttasche meines Sakkos.

„Genau genommen ist es so“, sage ich, „dass das Licht den Biorhythmus der Vögel stört. Ampeln, Straßenlaternen und Bürobeleuchtungen strahlen die ganze Nacht lang. In der Stadt passen sich die Lichtverhältnisse zwischen den Jahreszeiten nicht mehr natürlich an. Die Wintermorgen sind viel zu hell. Eine Stadtamsel schläft viel weniger als eine Waldamsel.“

Dann ziehe ich meine Geldbörse hervor und nehme zwei Scheine heraus.

Ich sage: „Die Vögel glauben, es ist Frühling. Und sie verhalten sich auch so. Mit allem, was dazugehört.“

Ich referiere weiter über Lichtverschmutzung, da leuchten die Augen des Fahrers im Rückspiegel auf.

„Wissen Sie, es hat etwas für sich, was unser Kollege macht.“

„Was genau?“

„Na, er lebt sein Leben, als wäre es immer Frühling.“

Wieder herrscht Stille im Taxi. Aber nicht lange, denn ich spüre etwas in meinem Sakko. Mein Telefon brummt, lautstark.

Um diese Zeit kann es nur eine sein, die mir schreibt.

Kludia.

Kludia, die mir virtuelle Küsse schickt. Doch mehr als das. Ich spüre es ganz nah in meiner linken Brusttasche: nochmal und nochmal, ein Rhythmus. Eine Serie an freudigen Nachrichten, weil ich gleich daheim bin. Es muss so sein.

Und mit einem Mal denke ich an etwas, woran ich seit Langem nicht gedacht habe – an etwas, was mir sofort hätte einfallen müssen, als der Taxifahrer Triest und Theseustempel erwähnt hat.

Doch erst jetzt ist mein Kopf frei: frei vom Gedankennebel, der nach langen Arbeitstagen aufzieht – frei von den arbeitsrechtlichen Schweinereien und frei von der Lichtverschmutzung.

Der Fahrer sagt: „Diesen Blick kenne ich doch. Warum grinsen Sie auf einmal so verschmitzt?“

Ich sage: „In meiner Wohnung wartet meine Freundin auf mich. Es ist schon ein paar Jahre her. Da haben wir uns an einem Frühlingsabend beim The-seustempel kennen gelernt.“

Der Fahrer dreht sich zu mir um.

„Ich hätte sie nie angesprochen, wenn sie nicht auf der Treppe gesessen wäre und das gleiche Buch gelesen hätte, das ich auch in der Hand hatte – eine zweisprachige Ausgabe des Romans ‚Zenos Gewissen‘ von Italo Svevo. Wir haben über das Buch geplaudert. Sie hat gesagt: ‚Manchmal hilft es, zurückzuschauen, um vorwärts zu kommen.‘“

Und ich rede einfach weiter über sie und über uns.

„Sie ist Italienerin. Ich reise oft mit ihr in ihre Heimatstadt – also, wenn mich die Kanzlei lässt –, und zwar fahren wir zu ihr nach Triest. Am Abend essen wir in der Nähe der Kirche Sant’Antonio Nuovo. Danach schlendern wir vorbei am Canal Grande. Ich kann das Wasser vor mir sehen: Der Himmel, die Kirchen und die Paläste spiegeln sich darin.“

Die Amsel singt immer noch.

„Und nun, Jahre später, wartet Klaudia den ganzen Abend und die ganze Nacht lang auf mich.“

„Hätten Sie das doch gleich gesagt.“

Der Fahrer startet den Wagen, kümmert sich nicht mehr um die Ampel, die immer noch auf Rot steht, rast los und biegt in meine Gasse ein. Das Taxi kommt direkt vor meinem Hauseingang zum Stehen.

„Wissen Sie, ich habe so viele Geschichten gesammelt. Und die, in der Triest und Wien vorkommt, erzähle ich gerade Ihnen. Wenn das irgendwo geschrieben steht, glaubt das kein Mensch.“

Ich zucke mit den Schultern und gebe ihm sein Geld: „Dann schreiben Sie es nicht auf, sondern erzählen es einfach an Ihre Fahrgäste weiter.“

Der Fahrer lehnt mein Geld ab und fragt: „Haben Sie vergessen?“

Ich nehme die Scheine zurück.

„Alles wegen der Geschichten“, sage ich.

Wir verabschieden uns, ich steige aus dem Wagen. Der Taxifahrer beschleunigt Richtung Innenstadt, ich laufe ins Haus und die Treppe hinauf. So kommen wir beide dorthin, wo sich in einer langen Nacht kleine Glücksfälle ereignen.

**Max Haberich**

## **Sein Schatz und die Flaktürme**

An dem massiven Jugendstilgebäude prangte der Kopf des Horus, und diese ägyptische Gottheit fasste mit seinen gewaltigen Habichtsfügeln das Fenster ein. Hinter dem Fenster saß sie, und sie sah ihn nicht an. Schon seit zwei Monaten beobachtete Richard Herrenreiter sie. Und er tat nichts. Was sollte er auch tun? Er arbeitete ein Stockwerk höher im Haus gegenüber, wo er seinen Kurs unterrichtete, sie saß auf der anderen Straßenseite vorm Computer. Jeden Tag. Manchmal war sie sogar vor ihm da, wenn er um acht Uhr das Klassenzimmer betrat. Und er wusste nicht einmal, wie sie hieß.

Es war August, und eine vorgewitterliche Schwüle brütete in den Gassen. Die Schüler konnten sich nicht konzentrieren, die Lehrer konnten sich nicht konzentrieren. Alle wollten bloß raus, raus aus der Stadt, irgendwohin in die Wälder, an einen See, und sich ins Wasser werfen. Man kam verschwitzt zur Arbeit, wenn man morgens aus der U-Bahn stieg, man schwitzte den ganzen Tag über vor der Klasse – die Hose klebte an den Beinen, das Hemd klebte am Rücken, sobald man sich hinsetzte und anlehnte – und Richard war so verschwitzt, wenn er am Abend aus der vollgepackten, stinkenden U-Bahn stieg, dass er sich zuhause als erstes alle Kleider vom Leib riss und mit einer Kanne eiskalten Pfefferminztees aufs Sofa warf. Erst, als er ein wenig Kraft gesammelt hatte, stellte er sich unter die Dusche und spritzte sich kalt ab.

Die Menschen hatten wegen der Hitze mehr Lust als sonst. Es herrschte eine dekadente Stimmung in der Stadt, wie er fand; man hörte nachts aus verschiedenen Schlafzimmern die Geräusche nächtlichen Treibens, die man im Winter nicht hörte, weil nun alle Fenster immer offenstanden. Es war eine ungewollte



Intimität mit den Nachbarn, indem man auch jeden Streit, jede Meinungsverschiedenheit, jede den Kindern zuge dachte Schelte mitbekam, und es widerte ihn an. Er hatte niemanden, obwohl ihm das Blut heißer in den Adern pochte als sonst – nur ein hübsches Mädel, das er jeden Tag sah, ohne sich ihr annähern zu können, und die nichts von ihm wusste. Die noch nicht ein einziges Mal herübergesehen hatte. Was sollte er tun?

Vielleicht war es die Hitze, als das Thermometer auf 39° kletterte, die ihm keinen anderen Ausweg ließ, als zu handeln. Aber der Auslöser war doch etwas anderes. Letzte Woche hatte er gesehen, wie sie von ihrem Chef angeschrien wurde und noch mehr Akten auf ihren Schreibtisch geknallt bekam. Da wäre er am liebsten aufgesprungen, hinübergelaufen und hätte sie ritterlich von diesem Abteilungsleiter tyranen verteidigt. Aber mit welchem Recht?

Gerade an dem Tag, an dem er den felsenfesten Entschluss fasste, es müsse etwas geschehen – ohne noch immer genau zu wissen, was-, sah die Kleine von ihrem Bildschirm auf, und ihr Blick wanderte aus dem Fenster. Schön war ihr rötlichbraunes Haar. Heute gab ein Rock mit einem gesprenkelten Salz- und Pfeffer-Muster den Blick auf ihre Unterschenkel frei, und auf ihrer dunkelblauen Bluse hing eine filigrane goldene Kette über ihren ansehnlichen Busen herab.

Sie stand sogar von ihrem Schreibtisch auf und lehnte sich aufs Fensterbrett, wobei er sehen konnte, dass sie zwar ein goldenes Armband, aber keinen Ring trug. Das Mädchen sah die Straße hinauf und wieder hinunter, betrachtete die Fassade des Hauses gegenüber – und sah ihn an. Sah ihm geradewegs in die Augen. Er grinste und winkte. Sofort zuckte sie zurück und schloss das Fenster. Wofür auch immer sie ihn halten mochte, das war wohl zu aufdringlich gewesen. Na, wunderbar! Jetzt hatte er einen noch schlechteren Stand als vorher.

Seine Resolution zerbröselte. Vollends unmöglich wurde Richard, als er mitten in der Erklärung der richtigen Abfolge von Dativ- und Akkusativobjekten im Satzbau einen Blick auf sich lasten spürte, der nicht aus der Klasse kam. Er sah aus dem Fenster und ertappte sie gerade noch, wie sie sich mit einem breiten Grinsen vom Fenster abwandte, und – war es ein Auflachen? – wieder an ihren Rechner setzte. Richard erstarrte. Er stand, völlig in der Materie gefangen, mit ausgebreiteten Armen wie ein Dirigent vor dem Kurs und muss lächerlich gewirkt haben. Von den Schülern lachte keiner. Aber sie.

Dieser Vorfall brachte ihn aus der Fassung, und er brauchte volle zehn Sekunden, bis er sich wieder gefangen hatte. Es dauerte aber eine ganze Woche, ehe Richard sich wieder zu einer Entscheidung durchringen konnte, und die schwü-

len Sommernächte bis dahin waren nicht leicht. Aber es blieb nichts anderes übrig. Mehr als einmal war es inzwischen vorgekommen, dass er vor seiner Klasse irgend etwas daherredete, das nichts mit deutscher Grammatik zu tun hatte und unter den Schülern verwirrtes Gelächter auslöste.

In der Mittagspause wickelte er eine Notiz um einen größeren Kieselstein und warf ihn hinüber. Zweimal warf er daneben, zweimal musste er eine neue Nachricht mit seiner Nummer schreiben. Beim dritten Mal warf er ins Zimmer, und traf sogar den Schreibtisch, doch rutschte sein Stein zu ihrem Kollegen herüber, denn sie teilte sich ihren Tisch mit einer Dame und einem Herrn, beide um die fünfzig. Richards Wangen färbten sich blutrot, doch wie konnte er die Nachricht zurückholen? Er drehte und wendete es, wie er wollte – es war nicht zu ändern. Da half nur hoffen und beten. Rasch ging er in die Straße hinunter und sammelte den anderen Zettel ein. Den Zweiten konnte er nicht finden – wahrscheinlich hatte ihn ein neugieriger Mensch eingesammelt. Der hatte jetzt seine Nummer. Sei's drum.

Weitere sieben Tage vergingen, in der die Temperaturen auf über 40° stiegen. Richard verfluchte die asphaltüberzogene Stadt und alle öffentlichen Verkehrsmittel. Es war ein besonders schlimmer Montag, an dem er seine Notizen vergessen hatte, in denen er das behandelte Material der letzten Wochen und das Durchzunehmende für die heutigen drei Stunden festgehalten hatte, und das erst zwanzig Minuten vor dem Kurs bemerkte. Wenigstens entlud sich endlich, endlich der rettende Sturm. Zwar schon, bevor er sein Institut erreichte, weshalb es in der U-Bahn auf betäubende Weise nach nassem Hund roch. Aber er wurde nur mäßig nass, und nun blitzte und donnerte es, als wollte der Himmel die Stadt verschlingen. Dadurch würden sich wenigstens die Schüler verspäten.

Der Tag lief leidlich ab. Ihm klaute vor Feierabend ein Kollege – er hatte die russischen im Verdacht, aber das hatte er sowieso immer – den Knirps, den er sich eigens für vier Euro von einem Billigladen um die Ecke erstanden hatte. So wurde er auf dem Weg zur U-Bahn bis auf die Knochen nass und, nachdem er in der düstigen Saunaatmosphäre des Zuges auf widerliche Weise aufgewärmt worden war, auf dem Heimweg von der Haltestelle noch einmal.

Als Richard sich jedoch in der Badewanne mit einem dreifachen Whisky auf Eis von dem grausamen Wochenbeginn erholte, ließ sein Handy ihn mit einem geschmackvoll-jazzigen Ton wissen, dass er eine WhatsApp-Nachricht erhalten hatte. Eine halbe Stunde später trocknete er sich ab und sah auf das Gerät. Eine unbekannte Nummer! Ob er den Absender zu seinen Kontakten hinzufügen

wolle? Auf dem Profilbild war niemand anderes zu sehen als die junge Dame vom Büro gegenüber!

Es flogen einige freundliche Nachrichten hin und her, mit zwinkernden und grinsenden Smileys und dem Ergebnis, dass sie sich beide zu einem Spaziergang im Arenbergpark verabredeten. In der Woche, bevor sie sich trafen, gab es einen Temperatursturz, und beinahe über Nacht wurde es Herbst. Die Blätter, die ohnehin schon ockergelb an den Zweigen hingen, wurden durch die aufkommenden Winde von den Bäumen geweht. Es war frisch, eine Ahnung des kommenden Winters lag schon in der Luft, und ebenso der Duft brennenden Tannenholzes, der aus den Schornsteinen stieg.

Richard kannte den Park noch nicht, der sich im dritten Wiener Gemeindebezirk befindet, und war daher auch nicht auf die Flaktürme vorbereitet, die bis auf den heutigen Tag dort stehen: monumentale Ungetüme aus braungrauem Stahlbeton, die man nicht sprengen kann. Sie fungierten damals ebenfalls als Luftschutzbunker, und man konnte noch die Ventilationsschächte sehen, damit die Hunderte, die vor den Bomben Schutz suchten, atmen konnten. Auf einem der beiden Türme hatte jemand in überdimensionalen Buchstaben etwas tief-sinnig Gemeintes in schlechtem Englisch gesprüht.

Den friedlichen Park fassten imposante, fünfstöckige Bürgerhäuser der vorletzten Jahrhundertwende ein, ihre Fassaden reichlich mit Schmuck und antiki-sierenden Fratzen geschmückt. Den Abwehrtürmen war es zu verdanken, dass sie noch standen.

„Hallo.“ sagte sie mit einem Lächeln.

„Hallo.“ sagte Richard, wusste nicht, ob er sie auf die Wangen küssen sollte, und so gab er ihr nur die Hand. Im nächsten Moment hielt er sich schon deswegen für einen Trottel. „Wie heißt du eigentlich?“

„Kassandra.“

„Richard.“

„Freut mich.“

„Mich auch!“

Ein Lächeln lag auf ihren etwas zu breiten Zügen. Er wollte ihr der Form halber nochmal die Hand geben, unterstand sich aber.

„Wohnst du hier in der Nähe?“ fragte er.

„Nein. Aber ich arbeite hier in der Nähe.“

„Das weiß ich.“

Sie lachten verlegen.

„Seit wann bist du denn schon in Wien?“

Sich all die üblichen Fragen stellend liefen sie mehrmals gemächlich um die Flaktürme herum, traten das Laub in die Luft, und lernten sich mit jeder Runde besser kennen. Es stellte sich heraus, dass Cassandra aus der Ukraine stammte, aus einem Dorf in der Umgebung von Kiew, und erst seit einem Jahr für die Firma gegenüber arbeitete – eine Unternehmensberatung, wie er hörte. Sie hatte schon in ihrer Heimat Deutsch gelernt.

Richard erzählte ihr, dass er beobachtet hatte, wie sie von ihrem Chef zusammengeschrien wurde. Sie fand seine Verteidigungsbereitschaft süß, sagte aber nichts davon, und gestand stattdessen, dass auch sie immer wieder herüberschaute, um zu sehen, was sich gerade in der Klasse tat, wenn es laut wurde. Er hatte es offenbar noch nie bemerkt.

Sie verstanden sich glänzend. Richard fasste Mut und fragte sie, ob er sie einmal auf einen Kaffee einladen dürfe. Cassandra sagte ja, hatte aber nur abends Zeit, und unter den Umständen würde man den Kaffee wohl eher in ein kaltes Getränk verwandeln müssen. Richard konnte keine Einwände finden und versprach, ihr einige Abende in der kommenden Woche vorzuschlagen.

Kassandra hielt ihn etwas hin und sagte zwei Termine kurzfristig ab, bei seinem dritten Versuch aber kam sie wirklich. Es war Freitag. Sie trafen sich in einer eleganten Bar in der inneren Stadt, deren Cocktailliste zu einem kleinen Buch gebunden war, wo sie ausgezeichnete Negronis mischten. Richard trug ein Jackett, sie kam direkt von der Arbeit in Rock und Bluse mit langem Kragen. Die dünne Goldkette hing über ihre Brust hinab, an ihrem Handgelenk schlenkerte das Armband.

„Was möchtest du trinken?“ fragte er.

„Was kannst du empfehlen?“

„Da gibt es mehrere Möglichkeiten.“

Um besser in sein Cocktailbuch schauen zu können, musste sie auf dem Ledersofa näher an ihn heranrücken, und ihr Parfüm, das ihn an festliche Anlässe in seiner Familie erinnerte, stieg ihm in die Nase. Alles kalkuliert, dachte er.

„Was ist denn?“ fragte sie.

„Wieso?“

„Warum siehst du mich so an?“

„Ach, nichts.“

Beide mussten grinsen.

Bald standen die eiskalten Kunstwerke vor ihnen. Durch die erlesenen Flüssigkeiten vertieften sich ihre Gespräche noch weiter als unter den Flaktürmen. Ihre Bekanntschaft erreichte eine neue Ebene, und sie begannen, von früheren Beziehungen zu sprechen. Immer wieder tapste sie ihn leicht aufs Knie oder auf den Arm, und im Scherz griff er manchmal an ihre Schulter, was sie geschehen ließ. Am Ende des Abends fragte er Cassandra, ob er sie nach Hause begleiten dürfe, und sie sagte nach einigen Momenten: „Gerne.“

Nachdem sie aus der U-Bahn gestiegen waren, staunte Richard, als sie bald auf den Arenbergpark einbogen.

„Wohnst du doch hier?“

Sie nickte.

„Warum hast du mir das denn nicht beim ersten Mal gesagt?“

„Ich wollte nicht, dass du auf dumme Gedanken kommst.“

Vor dem hohen hölzernen Portal ihres Hauses wollte er sich verabschieden. Sie küssten sich auf die Wangen.

„Dann sehen wir uns am Montag am Fenster vis-à-vis. Schau’ mal rüber.“ sagte er.

Sie lächelte. Er wandte sich den gewaltigen Schatten zu, die über den Bäumen türmten, und wollte durch den Park gehen.

„Richard!“ rief sie.

„Ja?“

„Ich habe noch eine halbe Flasche Sekt im Kühlschrank. Möchtest du?“

„Samstagsmorgens lerne ich eigentlich immer Russisch.“ wandte er ein, fügte auf ihren verdutzten Gesichtsausdruck aber hinzu: „Ich glaube, ich kann auch mal eine Ausnahme machen.“

Es kam, wie es kommen musste.

Als sie unter ihrer Decke nebeneinander lagen, ihren Kopf auf seiner Schulter, sagte sie: „Nicht, dass du denkst, ich springe mit jedem gleich ins Bett, der mir ein paar Cocktails zahlt.“

„Das denke ich sowieso nicht.“

„Auch, wenn sie sehr gut waren.“

Er lächelte.

„Ich habe das getan, weil ich morgen in die Ukraine zurückreise. Es ist mein letzter Abend in Wien.“

„Dein letzter Abend?“

Sie nickte.

„Aber es ist doch noch gar nichts gepackt!“

„Ach, meine paar Sachen werfe ich schnell zusammen. Ich habe nicht viel. Die Wohnung ist möbliert.“

Richard sank gegen das Kissen zurück.

„Schatz, was willst du?“ fragte sie mit einem Blick aus ihren meeresblauen Augen. „Wir haben doch noch heute nacht.“

„Wo du recht hast...“

„Und morgen früh.“ grinste sie.

Es wurde eine der süßesten Nächte, die Richard je erleben sollte. Gegen elf Uhr stand er am nächsten Morgen angekleidet in der Wohnungstür, um sich zu verabschieden.

„Wie können wir in Kontakt bleiben?“ fragte er. „Bist du auf Facebook?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Meine Nummer hast du ja. Aber die Österreichische ist bald nicht mehr aktuell.“

„Weißt du schon, wann du wieder nach Wien kommst?“

„Nein.“ Sie legte ihre Hand auf seine Brust. „Ist es nicht schön, wenn manche Nächte nur eine Erinnerung bleiben? Manchmal ist es besser so.“

Sie küsste ihn auf den Mund. Und mit einem letzten Lächeln auf ihren etwas zu breiten Zügen schloss sie die Tür.

**Bernhard Heinrich**

## **Der Autor und sein Kommissar**

*Autor:* Also, wie sind Sie mit mir zufrieden? Habe ich Sie gut erfunden?

*Kommissar:* Nicht wirklich.

*Autor:* Was wollen Sie? Sie sind Kommissar, haben ein regelmäßiges Einkommen, sind pensionsberechtigt, und Sie klären den Fall am Ende souverän auf. Seien Sie doch froh, dass ich keinen erfolglosen Privatdetektiv erfunden habe, der am Ende von den Verbrechern hereingelegt wird.

*K:* Danke, sehr liebenswürdig. Muss ich Ihnen auch noch die Hände küssen dafür, dass Sie aus mir einen alten, an Asthma leidenden Kommissar gemacht haben, der knapp vor der Pension steht, seinen letzten Fall löst und danach keine Perspektiven mehr hat?

*A:* Was soll ich machen. Ich muss auf das Gesamtkonzept achten. Das Buch soll sich ja auch verkaufen.

*K:* Das ist mir aber wirklich völlig egal. Mir geht es darum, dass ich beim Leser einen Bombeneindruck mache. Das kann ich bei diesem Image bestimmt nicht. Da errege ich höchstens Mitleid.

*A:* Seien Sie nicht so eitel.

*K:* Sie haben leicht reden.

*A:* Sie haben ein paar gute Szenen in der Geschichte. Denken Sie an die Verfolgungsjagd auf Seite 27, wo Sie die Zigarettenschmuggler gemeinsam mit Ihrem Hund Wucki beinahe fassen.

*K:* Ja, beinahe. Und dann dieser Hund! Wie der schon heißt! Zu allem Überfluss ist er noch ein Zwergpudel.

*A:* Zwergpudel heißen eben nicht Herkules oder Goliath.

*K:* Ja, gut. Muss es aber ein Zwergpudel sein? Können Sie mir nicht einen Schäferhund zugestehen, so einen wie in der bekannten Fernsehserie?

*A:* Sie meinen Kommissar Rex?

*K:* Ja, genau, Kommissar Rex! So einen Hund würde ich mir wünschen.

*A:* Wucki ist aber nicht Ihr Diensthund, sondern Ihr Haushund. Da passt ein Zwergpudel besser zu einem alleinstehenden Kommissar kurz vor der Pensionierung. So ein Hund hat etwas Gemütliches.

*K:* Das ist es ja, was mich ärgert. Sie stellen mich als gemütliche Type dar, die im Wiener Vorstadtmilieu recherchiert und sich mit Kleinganoven herum-schlägt...

*A:* Und zufällig auf einen Doppelmord stößt. Na, ist das nichts?

*K:* Ja, an einem alten Rentnerpaar.

*A:* Was haben Sie gegen Rentner?

*K:* Das ist doch alles so spießig. Könnten das nicht ein Model und ihr Lover sein?

*A:* Werden Sie jetzt nicht größenwahnsinnig. Sie halten sich offenbar für Inspektor Colombo.

*K:* Warum nicht? Das könnte ich sehr gut: Bevor ich aus dem Salon des Multimillionärs gehe, drehe ich mich noch einmal um und sage: „Ach, übrigens, als ich mir aus Ihrem Kühlschrank eine Cola holte, habe ich einen Blick in die Kühltruhe geworfen und fand dort eine Frauenleiche. Ist das vielleicht Ihre Frau, die sie als vermisst gemeldet haben?“

Der Multimillionär wird kurz bleich, sagt aber dann gefasst, indem er mir anerkennend auf die Schulter klopfte: „Mein Kompliment, Sie haben, wie immer, das entscheidende kleine Detail entdeckt.“ Ich lege ihm die Handschellen an und führe ihn freundlich lächelnd ab. An der Türschwelle lasse ich ihm den Vortritt.

*A:* Mein Gott, tragen Sie dick auf! Würde ich solche Krimis schreiben, müsste ich von der Sozialhilfe leben. Seien Sie froh, dass sie nur eine Romanfigur sind. Die Einfälle überlassen Sie lieber mir.

*K:* Geben Sie's zu, Sie könnten so etwas gar nicht. Ihnen fallen nur Krimis im Wiener Vorstadtmilieu ein und deshalb haben Sie so einen kleinen unscheinbaren Kommissar erfunden.

*A:* Kann ich schon. In meiner Jugend habe ich einen Krimi geschrieben, der in London spielt.

*K:* London, das Mekka der Kriminalkommissare! Und warum haben Sie mich nicht zu einem englischen Kriminalkommissar gemacht? Kommissar Higgins und sein Assistent Burton, das könnte mir gefallen. Wir würden gemeinsam hinter die Kulissen viktorianischer Wohlanständigkeit lugen.

Bei Agatha Christie wäre ich auch gerne Kommissar: Alle Verdächtigen sind



im Zimmer. Ich hätte meinen großen Auftritt und weise Lady Simmons nach, dass sie den alten Erbonkel mit vergiftetem Schnupftabak getötet hat.

Jack the Ripper hätte ich auch gerne zur Strecke gebracht. Warum schreiben Sie nicht solche Sachen?

*A:* Der Verlag wünschte es so. Er wollte einen Wiener Krimi im Vorstadtmilieu, und deshalb habe ich einen Wiener Krimi im Vorstadtmilieu geschrieben. Und Sie müssen ein Kommissar in Wien sein und keiner in London, Miami oder sonst wo.

*K:* Na gut, Wien, in Ordnung. Aber diese beiden Rentner...

*A:* Fangen Sie nicht schon wieder damit an. Auch Rentnermorde müssen aufgeklärt werden.

*K:* Aber warum gerade ich? Wer liest das überhaupt? Wenn Sie mir keinen anderen Fall geben, werde ich selbst etwas schreiben. Ich werde Ihre Biographie schreiben. Ja, das werde ich tun. Oh, ich weiß eine Menge über Sie. Dass Sie ganze Passagen von Ernst Hinterberger abgeschrieben haben und dass Ihnen nur etwas unter Alkoholeinfluss einfällt.

*A:* Sie sind das Allerletzte. Sie, eine Romanfigur von mir, wollen eine Meuchelbiographie über mich schreiben? Lösen Sie lieber den Fall, den ich Ihnen gegeben habe.

*K:* Nein, ich werde den Fall ablehnen und schreibe lieber Ihre Biographie.

*A:* Wenn Sie das tun, ändere ich den Schluss und lasse Sie vom Mörder des Rentnerpaars erschießen.

*K:* Das würden Sie tun?

*A:* Ohne mit der Wimper zu zucken!

*K:* Unglaublich, wie brutal Sie sein können.

*A:* Ich bin eben ein Krimiautor.

*K:* Aber wenigstens so eine Pfeife wie der Kommissar Maigret...

*A:* (Der Autor wirft ihm einen scharfen Blick zu.)

*K:* Ich bin ja schon still.

*A:* Na, also. Das wäre noch schöner, wenn ich mit meinen eigenen Romanfiguren nicht fertig werde!

Ingeborg Hoflehner

## Der Dünkel

Der Dünkel hat sich  
überhoben – seine Maske  
wog so schwer.

Das jammerte ihn –  
war es dann  
mit mir gewesen?

Nicht doch –  
es gibt noch jede Menge  
Ich-Prothesen!

## Die zehn Gebote

Die zehn Gebote  
sind marod ...

Da ist der Wurm drin!  
jubelt Sigmund Freud  
nicht nur einer ...

Er seziert  
und seziert und seziert  
jeden einzeln

Eines Tages dann  
das Ehrengrab:

Da ist der Freud drin!  
Sie sezieren und sezieren  
und sezieren ...

Ratlos die Würmer –  
wohin ist sie denn  
die Seel?

## Rotgold

Wie auf Wolken schwebte sie über dem Boden, und ihr rotgoldener Schal, den sie immer trug, elegant um ihren Hals geschlungen, flatterte wie ein Flügel hinter ihr her, so, als ob er sie bald in die Lüfte heben würde, engelsgleich.

Und wirklich wie ein Engel erschien ihm ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Bewegungen, die er während des kurzen Moments der Begegnung, beim Vorbeilaufen, wahrnehmen konnte.

Keinen Tag ließ er aus, bei Regen, Schnee oder auch großer Hitze kam er der Gewohnheit des Morgenlaufs, inzwischen schon eine gewisse Leidenschaft, nach. Denn täglich begegnete er ihr, wenn sie zu einer bestimmten Zeit in der Früh den Stadtpark durchquerte. Ja, er empfand wirklich immer mehr für diese junge Frau, sein Herz begann schon schneller zu schlagen, wenn er seine Turnschuhe schnürte, und in dem Moment, in dem er an ihr vorbeijoggte, ereignete sich in ihm sogar ein Feuerwerk der Gefühle.

Manchmal bildete er sich ein, dieser jungen Frau ein Lächeln abgewonnen zu haben, und wie ein Orchester begleitete ihn dann die Freude den ihm lieben langen Tag. Und wenn die Nacht einfiel, seine Studien – er war noch Student – dem Ende zuzuging und ihn der Schlaf einholte, träumte er von diesem Engel mit einer Intensität und Hingabe, dass ihm das morgendliche Laufen wie eine Verlängerung des Traumes erschien.

Und so vergingen mehrere Wochen. Nie hatte er den Mut, sie anzusprechen. Ein Abweisen hätte alles zerstört. So konnte er sich aber doch in der Hoffnung seines kleinen, wenn auch phantastischen Glückes wiegen.

Aber die Enttäuschung blieb nicht aus. Nicht dass sie ihn verschmäht hätte. Jedoch sie erschien nicht mehr. Er lief weiterhin durch den Park, drehte doppelt so viele Runden wie zuvor, änderte seine Wege, aber nichts. Sie blieb unauffindbar. Beinahe gefühllos berührten nun seine Füße den Boden und fielen aus der Zeit, in die er sie zuvor gesetzt hatte.

War sie krank? Hatte sie eine neue Arbeitsstelle oder ihren Wohnsitz geändert? Viele Fragen quälten ihn, er konnte keine klaren Gedanken mehr fassen. Er fragte einige Passanten, die er vom Sehen kannte, ob sie etwas von dieser jungen Frau wüssten, aber niemand konnte ihm weiterhelfen.

Seinen morgendlichen Lauf behielt er bei, die Strecken verkürzten sich aber, er änderte auch immer wieder seine Route.

Sie erschien nie mehr.

Jahre vergingen. Er wurde Anwalt, war erfolgreich, verdiente viel Geld. Inzwischen hatte er auch geheiratet, und seine Frau glich in gewisser Weise auch einem Engel, aber nicht ganz.

Ihr fehlte der „himmlische“ Schal, der ihr imaginäre Flügel verlieh und sie in andere Sphären hob. Sie zählte zu den Frauen mit Engelsgesicht, die der Erde verhaftet blieben und genau wussten, was sie vom Leben zu erwarten hätten.

Manchmal dachte er noch mit verklärter Wehmut an seine romantische und unwirkliche Studentenliebe zurück, schließlich aber gab er sie dem Leben und seinem Vergessen preis.

Eines Tages, schon älter an Jahren, das Laufen gehörte bereits zu Vergangenenem, spazierte er am Kai der Stadt entlang und genoss die Sonnenstrahlen, die dem Fluss an seiner Seite ein glitzerndes Leuchten verliehen. Und während er ging, blieb sein Fuß plötzlich an etwas hängen. Er bückte sich und hob ein Stück Stoff auf. Er erkannte nicht sofort, dass es ein Schal war, den er in Händen hielt. Wahrscheinlich hatte ihn jemand verloren. Es musste einmal ein schöner Schal gewesen sein, aus reiner Seide, nur jetzt alt und schmutzig. Er hängte ihn auf die Lehne der nächstliegenden Bank, setzte sich auf diese und wartete, ob nicht jemand danach suchte. Nun konnte er ihn in der Sonne betrachten und erkannte doch seine Farbe, die rotgold gewesen sein musste. Irgendwie hatte er das Gefühl, so einen Schal schon einmal gesehen zu haben. Bei seiner Frau vielleicht? Nein! Die Ähnlichkeit betraf den Schal des Engels aus dem Park, einst, in seiner Jugendzeit!

Plötzlich näherte sich der Bank eine ältere Frau, verwahrlost, ungepflegt, teilweise zahnlos, riss den Schal von der Bank und meinte, es sei ihrer, sie habe ihn verloren. Ihre Stimme klang schrill und unversöhnlich. Er erschrak und versicherte ihr, er habe ihn gerade am Weg gefunden und ihn hierher gehängt. Vorwurfsvoll blickte sie mit ihren stumpfen Augen aus einem äußerst verhärmtten Gesicht. Kein Dank kam über ihre Lippen, sie schob nur die blonden, ungewaschenen Haarsträhnen zur Seite, drehte sich um und ging fort. Sprachlos sah er ihr nach und beobachtete noch, wie sie ihren schmutzigen Schal um den Hals schlang und er hinter ihr her flatterte.

„Wie der Engel von damals!“, dachte er spontan und war sich plötzlich sicher, diese Frau auch an ihren Bewegungen erkannt zu haben.

Was war wohl geschehen? Was hatte seinen Engel dermaßen verändert? Er

konnte es nicht glauben. Oder war er doch einer Täuschung erlegen oder einer verschleierte Erinnerung?

Seine Frau zuhause bemerkte die Bedrücktheit. Sie wunderte sich, hatte er doch vorher in guter Stimmung das Haus verlassen. Er aber sprach nicht über das, was er erlebt hatte.

Am nächsten Tag, in der Mittagspause, die Sonne strahlte weiterhin ungehemmt vom Himmel, suchte er diesen Ort wieder auf. Und nach einiger Zeit fand er sie am Brückengeländer stehen, das Gesicht zur Sonne gewandt. Der Schal, jetzt wirklich als rotgold erkennbar, bedeckte ihren Hals und schmückte sie auf eine gewisse Weise. Ansonsten wirkte sie wie viele andere Obdachlose auch.

Er blieb in einiger Entfernung stehen, um sie nochmals genau zu betrachten, ob er sich nicht täuschte. Aber nein! Sie war es! Sie war – er zweifelte nicht mehr daran – sein jetzt gefallener Engel von früher.

Wieder lähmte ihn ihr erschütternder Anblick.

Sollte er sie ansprechen? Aber er wagte es nicht. Dieser aggressive Ton einen Tag zuvor ließ ihn zögern und hielt ihn zurück. Am Ende seiner Mittagspause ging er traurig wieder zu seiner Kanzlei, wo man ihn erwartete.

Am folgenden Tag und die Tage danach war sie verschwunden. Nur ihr Schal – an das Geländer gebunden – flatterte im Wind.

Und als er noch öfter an diesen Ort zurückkehrte und wehmütig auf den einsam wehenden Schal blickte, hatte er das Gefühl, der Schal erzähle ihm von einer anderen, ihm bisher verborgenen Welt.

Rudolf Kraus

## sieben

hochmut	a	weisheit
geiz	b	gerechtigkeit
wollust	s	tapferkeit
zorn	c	mäßigung
völlerei	h	glaube
neid	e	liebe
faulheit	u	hoffnung

## zugabe!

*seine locken sind kraus  
schwarz wie ein rabe\**  
verklingt der applaus  
schon drinnen im grabe  
dann gibt es kein heraus  
bis auf die letzte Zugabe

---

\* Die Bibel. Das Hohelied Salomos 5.11, „Seine Locken sind kraus, schwarz wie ein Rabe.“

**Anton Marku**

## **Liebesgebet**

Ich wünschte  
ich wäre  
die einzige Insel  
deines Lebens.

Das Auge  
deiner Sonne.

Der Klang  
deiner Stimme.

Wasser  
deines Flusses.

Decke  
deines Körpers.

## **Losgelöst vom Vers**

Ich sagte:  
küsse mich  
bis Küsse verzehrt werden.

Sie sagte:  
Fass mich an  
außerhalb des Körpers.

Du wirst dich gut fühlen  
unter meinem Schatten

losgelöst vom Vers.

# Verkehrt

Der Regen  
kam aus dem Boden  
das Wasser flutete.

Der Schnee  
hatte die Knie gebeugt  
mitten im Winter.

Die Wurzeln stiegen die Zweige empor  
und fielen in den Himmel.

Bevor die Zeit  
das Gleichgewicht verlor.

**Brigitte Meissel**

## An jenem Tag

An jenem Tag weckte ein leises Fiepen Angeli auf.

Der Hund berührte leicht ihren Arm mit der Schnauze.

Die Tür stand weit offen, Sonnenschein durchflutete die Hütte.

Sie hatte verschlafen, zum dritten Mal nachts dieses Buch gelesen.

Rasch stand sie auf und trat ans einzige, grosse Fenster im Giebel.

Ein strahlender Spätsommertag floss von der Hütte bergab.

Das Rinnsal, das ständig aus dem Brunnenrohr in den hölzernen Trog und darüber hinaus rann, teilte den Hang zur Almwiese darunter in zwei Teile.

Angeli verglich diesen Anblick aus dem Fenster mit dem lieblichen Bild eines Biedermeier-Malers. Es war vertraut, doch erschien es ihr heute fremd.

Weit unten, ehe der Hochwald die Wiese begrenzt und den Blick ins Tal hindert, sah Angeli ihre Buben im Bach stehen.

Schon am Tag davor hatten sie begonnen, ein Wasserrad zu bauen und den Bach aufzustauen.



Gewitter durfte keines kommen, denn dann würde das aufgestaute Bächlein den Damm durchbrechen und unten im Talgrund Straßen vermuren.

Das gäbe heftigen Ärger mit dem Vater und der Straßenmeisterei.

Sie ließ die Buben gewähren, später würde sie sie warnen.

Bei Vorzeichen nahender Gewitter sollten sie rechtzeitig den Damm öffnen, den sie in tagelanger Arbeit errichtet hatten.

Angeli nahm sich einen Becher Milch und gab dem Hund davon.

Danach setzte sie sich auf den Balkon unter der alten Linde, die gleich hinter der Hütte, nur wenige Schritte bergauf, Schatten spendete.

Eine Beklemmung, oder Angst, ja eine Art Panik, hatte die Lektüre in ihr ausgelöst, wollte nicht weichen.

Auch in diesem Buch: *Die Wand von Marlen Haushofer*, war eine Frau mit einem Hund allein in einer Hütte.

Die Schilderungen von Bergwald und Einsamkeit erschienen Angeli, als hätten die Autorin ihre, Angelis Umgebung aufgezeichnet.

Doch die WAND, die im Buch Rückkehr ins Tal unsichtbar, doch spürbar blockierte, die gab es hier, in ihrer realen Welt, nicht.

Angeli könnte in mehr als einer Stunde hinab wandern ins Dorf, wenn sie es wollte.

Da war kein Hindernis, nur ein Schranken, damit kein fremdes Auto herauf fahren konnte. Sie, Angeli hatte einen Schlüssel.

Was also ging in ihr vor? Warum plötzlich diese Angst vor dem Alleinsein?

Langeweile war es jedenfalls nicht. Angeli sammelte Kräuter, Pilze und Beeren, beaufsichtigte, wenn Waldarbeiter Brennholz schlügen, deren Arbeit, beobachtete in tiefer Freude das Wild und half gelegentlich, wenn der Nachbar Heu einbrachte.

Sie versorgte täglich liebevoll ihre Söhne und deren Freunde und las ihnen am Abend lange Geschichten vor.

Sie tat dies in den Sommerferien der Kinder sieben Wochen lang seit Jahren.

Alle Wochenenden und Feiertage, zu jeder Jahreszeit verbrachte die Familie an diesem einsamen Ort.

Plötzlich hatte Angeli den Eindruck, hier auf diesem Berg, in dieser Hütte für alle Zeit verbannt zu sein.

Ihr Mann, der diesen Berg und die Hütte geerbt hatte, arbeitete mit seinem Team weit herum im Land, er kam nur zum Wochenende und ging auf die Pirsch. Er war überzeugt davon, sie, Angeli, lebe im Paradies und habe nichts anderes zu empfinden als tiefste Dankbarkeit.

War das ihre Welt? Was hielt sie hier fest? Die Freiheit für ihre Kinder? Die faszinierende Natur? Die Arbeiter im Wald, die sie zu beaufsichtigen hatte und die auch ohne ihre Anwesenheit alles richtig machten?

Wäre sie lieber in ihrer Wohnung in der Kleinstadt gewesen, wo sie tagaus tagein an ihrer Nähmaschine werkte, bis abends der Mann heimkehrte und sich mit der Familie zu Tisch setzte?

Ihr Mann hatte niemals nach Angelis Bedürfnissen gefragt. Er war der Meinung, sie habe mit ihm das grosse Los gezogen und allen Grund, glücklich zu sein.

An diesem Morgen unter der alten Linde durchdachte Angeli die vergangenen Jahre. Waren sie nicht gut gewesen?

War sie in Unzufriedenheit geglitten? Dachte sie Unrechtes?

Sie hatte 10 Jahre zuvor die Heimat verlassen, ihre Ausbildung abgebrochen und ihre Zukunftsträume aufgegeben.

Anpassung und Demut hatte der Mann von ihr erwartet.

Seine Familie im Dorf unten hatte sie als „Fremde“ nie akzeptiert.

All die Jahre hatte Angeli sich gefügt.

Sie liebte den Vater ihrer Kinder und hatte die Hoffnung nie aufgegeben, seine Anerkennung zu erlangen. Sie hatte alles getan, um ihn zufrieden zu stellen, ihn glücklich zu machen.

War sie glücklich und zufrieden? Die Buben brauchten sie immer weniger.

Sie waren prächtig gediehen und sehr selbstständig geworden. Schule, Sport und Zeit mit Freunden füllten sie aus.

„Die Hütte“ war nur der Giebel eines aus Feldsteinen vor etwa 300 Jahren errichteten Hauses. Die ebenerdigen beiden Stuben wurden von einer ehemaligen Sennerin und ihren vielen Kindern bewohnt. Sie war unverheiratet und viel unterwegs. In der Hütte, die nicht isoliert war, piff der Wind durch die Dachsperrren. Zwar gab es einen wunderschönen Kachelofen in ihr, doch dauerte es

mindestens zwei Tage, ehe der Raum, die gemütliche eine Stube, im Winter richtig warm und heimelig wurde. Es gab unter der Dachschräge eine winzige Küche mit einem eisernen Sparherd, auf dem Angeli einfachste Gerichte zustande brachte. Das Licht spendeten die Petroleumlampen, die sorgfältige Pflege verlangten. Der Weg ins Dorf war weit...

Der Mann und sein Jäger kamen beide mit ihren Autos.

Zwar hatte Angeli von einer, in ihrer Heimat verstorbenen, Tante ein gutes Auto geerbt, doch hatte ihr Mann sie für unfähig erklärt, es zu lenken, ihr nicht gestattet, den Führerschein zu machen mit der Begründung, er könne sich nicht auf seine Arbeit konzentrieren, wenn er denken müsse, sie, Angeli, sei mit dem Auto unterwegs, es könne ihr etwas zustoßen. Sie habe doch Verantwortung für die Familie und dürfe ihm das nicht antun. Auch darin hatte sie sich gefügt und ihm den Wagen um einen symbolischen Schilling verkaufen müssen.

Dies alles ging Angeli an jenem Morgen unter der Linde durch den Kopf. Es war ihr, als hätte jemand einen Film eingelegt, der nun ununterbrochen ablief und die letzten Jahre ihres Lebens in ihr abspulte.

Dieses Buch, das sie so intensiv, fast zwanghaft immer wieder gelesen hatte, dieses Buch war in ihr, hatte sie aus der Monotonie ihrer Tagesabläufe, aus ihrer inneren Isolation katapultiert.

Etwas in ihr beehrte auf, schrie nach Veränderung, Angeli traf eine Entscheidung.

Das Buch „DIE WAND“ war als einziges in Angeli's Gepäck.

Es war dieses Stück Literatur gewesen, das ihr Leben grundlegend verändert hat!

Brigitte Pixner

## Als noch der Apfelbaum blühte

Manchmal denke ich zurück  
an die Zeit  
der Göttinnen und Götter,  
als noch die Erde  
ohne Wüste war,  
als noch der Apfelbaum blühte  
im Paradies, und die  
Engel dort sorglos lieben konnten.  
Die Menschheit:  
ein glücklicher Traum!  
Goldene Zeit, silberne Zeit.  
Da gab es ihn noch,  
den süßen Augenblick,  
gab es noch das Lied  
von Lust und Freude.  
Doch sieh nur, hör nur,  
da singen sie es mit einem Mal wieder,  
die Bäume, die Büsche,  
die Blumen, und drüben  
klingt die Wogensymphonie  
der Weizenfelder.  
Rot und weiß wellt sich der Klee.  
Zauberleicht wird auch heute  
die Erde wieder *ganz!*  
Und neu. Und schön!

## Gezeiten

Draußen gleiten sie  
ineinander über,  
die Gezeiten des Jahres.  
Doch unberührt davon,  
lehnt stumm – in ihrem  
kleinen Häuschen  
am Rande der Stadt –  
die EWIGKEIT in ihrem  
großen Ohrensessel und  
entwirft unzählige  
Pläne des Lebens –  
rosenrot sollten sie alle sein!  
Doch geht ihr manchmal  
leider die Farbe aus!  
So heißt es später,  
Herzurnen einzusammeln,  
Träume, und hin und wieder  
auch ein Lachen.  
An der Spindel der Zeit jedoch  
sticht sie sich,  
die Unsterbliche, nie!

Sonnenwarm ihr Blut  
und mondhell ihre Augen.

Gottfried Pixner

## Aphorismen und Epigramme

Der Schlaf der *Gerechten*? – Daher also all diese Schlaflosigkeit!

Arroganz: gekelterter Widerschein der Begrenztheit.

Der Realist ist ein Fantast in Ausgehuniform.

Fortschritt: Fanfarenstoß der *Profiteure*!

Gerechtigkeit: welch schönes Beispiel aus dem Schatz *imaginärer* Wörter!

Journalist: schlagseitiger Historiograf des Augenblicks.

Schenken Sie Liebe – keine zerstreuten Instanzgefühle!

Otto Hans Ressler

## Schöne Kunst

Der Besucher stand ganz allein in der großen Halle im 21er Haus. Er wirkte verwirrt. Er schien nicht bereit zu sein, auch nur einen Schritt weiter in den Ausstellungsraum hineinzugehen. Er drehte ruckartig den Kopf, als suche er, wie ein ins Scheinwerferlicht geratenes Reh, nach einem Fluchtweg. Aber er sah nichts als Wände, auf denen großformatige, schwarze Bilder hingen, und unregelmäßig im Raum verteilte Bronzeplastiken, die Projektile oder Phalli oder was auch immer darstellen sollten.

Adorno, als Aufseher verkleidet, näherte sich behutsam.

„Suchen Sie etwas?“, fragte er. „Kann ich Ihnen helfen?“

Der Besucher schüttelte den Kopf. Seine Augen gingen noch immer ratlos hin und her.

„Sie können mir vertrauen“, versuchte es Adorno erneut. „Ich gelte als ganz ausgezeichnete Kunstkenner.“

„Ich wollte ins Belvedere“, äußerte sich, nach einer längeren Pause, der Besucher. „Ich glaube, man hat mich versehentlich hierher geschickt. Ich wollte mir Bilder von Waldmüller ansehen. Den Fronleichenmorgens.“

„Aha. Warum gerade dieses Bild?“, fragte Adorno.

„Ich bin fremd hier. Eigentlich nur auf der Durchreise. Ich war deprimiert. Der Fronleichnamsmorgen sollte mich aufheitern.“

„Die Kunst ist doch nicht zu Ihrer Erheiterung da!“ erregte sich Adorno.

„Wozu sonst?“ wagte der Besucher zaghaft zu erwidern.

„Kommen Sie!“ schlug Adorno vor, nahm den Besucher am Arm und führte ihn zu einer Bank, die in der Mitte des Ausstellungssaales stand. Von hier aus hatte man einen guten Blick auf den Schweizer Garten, was den Besucher zu beruhigen schien, weil er nicht mehr ständig die schwarzen Bilder und erigierten Penisse vor Augen hatte.

Nachdem sie Platz genommen hatten, suchte der Philosoph Blickkontakt mit dem Besucher: „Kunst“, erklärte er, „Kunst ist die gesellschaftliche Antithese zur Gesellschaft, nicht unmittelbar aus dieser zu deduzieren.“ Er konnte sich gerade noch beherrschen, seinen Finger mahnend zu heben. „Kunst ist unendlich diffizil auch darin, dass sie zwar ihren Begriff transzendieren muss, um ihn zu erfüllen, dass sie jedoch dort, wo sie dabei Realien ähnlich wird, sich der Verdinglichung anpasst, gegen die sie protestiert.“

„Leider habe ich kein Wort verstanden“, gestand der Besucher kleinlaut ein. „Ich wollte doch nur etwas Schönes sehen, um wieder etwas Hoffnung zu schöpfen. Etwas Trost zu finden.“

„Es tut mir leid, dass ich Ihnen das sagen muss“, erklärt Adorno, von der Bank aufstehend. „Aber die Schönheit ist tot!“

Er wischte sich mit der Hand über die kahle Stirn, nahm seine Brille ab, etwas, das er oft machte, wenn er intensiv über ein Problem nachdachte, und begann sie mit seiner Krawatte zu putzen.

„Tot?“, flüsterte der Besucher. Sein Blick wanderte über die schwarzen Bilder. Man spürte, dass er aufstehen und gehen wollte, es aber nicht wagte, weil er fürchtete, Adorno damit zu brüskieren.

„Tot!“, bestätigte dieser mit einem strengen Blick. Dann schien er sich zu besinnen und wandte sich mit einem aufgesetzt wirkenden Lächeln an den Besucher.

„Sagen Sie mir“, erkundigte er sich in verbindlichem Ton, „was Sie sehen, wenn Sie einen Waldmüller anschauen.“

Der Besucher wirkte noch immer irritiert. Man merkte, dass er dieses Gespräch eigentlich nicht führen wollte. Aber er sah keinen Ausweg, ohne unhöflich zu erscheinen.

„Ich weiß es nicht genau“, antwortete er leise, nachdem er lange nach den richtigen Worten gesucht hatte. „Ich glaube, ich suche angesichts einer Welt, die im Elend versinkt, angesichts von Kriegen, Umweltzerstörung, Klimawandel, Hunger und der himmelschreienden Ungerechtigkeit einfach: Schönheit!“

Der Philosoph sah ihn streng an.

„Schönheit“, wiederholte er das letzte Wort seines Gesprächspartners; er sprach es gedehnt aus, als handle es sich dabei um etwas Obszönes. Doch dann beherrschte er sich, schüttelte bloß den Kopf und wischte sich erneut über den Kopf. Plötzlich war ihm sehr heiß.

„Aber geht es bei der Kunst nicht um Schönheit?“, wagte sich der Besucher endlich zu fragen. „Ist es nicht so, dass die Aufgabe der Kunst darin besteht, die Gefühle zu veredeln und im Gewand des Schönen den Geist des Guten zu fördern?“

Adorno schüttelte angesichts solcher Unvernunft resignierend den Kopf.

„Es wäre barbarisch“, hub er schließlich an, „Bilder zu malen, die schön sind. In einer pervertierten Welt kann sich die Kunst mit dem Wahren, Schönen und Guten nur noch beflecken. Sie muss hässlich sein, verstehen Sie, mein Herr? Sie muss hässlich sein, um eine hässliche Welt zu denunzieren! Sie muss hässlich sein zu Ehren der vergewaltigten Schönheit!“

Er hatte sich in Rage geredet und steigerte sich noch weiter hinein: „Kunst muss wehtun!“ rief er. „Sie muss die Lüge der gesellschaftlichen Zustände ans Licht zerren! Die Wut, die einem Kunstwerk entgegenschlägt, ist geradezu ein Gradmesser für seine Bedeutung. Die Sinnlosigkeit muss zum Formprinzip werden! Nur so kann die Kunst der authentische Spiegel einer sinnentleerten Welt sein!“

„Ja“, gab der Besucher flüsternd zurück, „ich verstehe. Deshalb also sind hier alle Bilder schwarz.“ Er schüttelte traurig den Kopf.

Aber Adorno hatte ihn längst vergessen. Er hatte sich hoch aufgerichtet. Seine Augen leuchteten.

„Ja!“, rief er aus. „In einer pervertierten Welt kann die Kunst nur finster und schwarz sein! Sie muss auf ihrer Differenz bestehen! Sie muss sich rigoros jeder Kommunikation verweigern, sie muss die Zumutung des Verstanden-werdens zurückweisen. Die Kunst muss sich jeglicher Forderung nach Sinn verschließen! Sie muss auf ihr Anders-sein pochen und sich im Widerspruch bewahren, in der Dissonanz, im Nichtidentischen, im Fragmenthaften!“



Der Besucher gab sich endlich einen Ruck. Er stand auf und reichte Adorno die Hand. „Ich bedanke mich. Ich habe nun endlich verstanden, was zeitgenössische Kunst will.“

„Das ist gut“, freute sich Adorno. „Das ist sogar sehr gut.“ Dann, nach einer Weile, als ihm klar wurde, dass es nichts mehr hinzuzufügen gab, fragte er:

„Und was werden Sie jetzt tun?“

„Jetzt“, sagte der Besucher, „jetzt werde ich das *richtige* Belvedere aufsuchen und mich dort nach dem Fronleichnamsmorgen erkundigen.“

Adorno sah ihm kopfschüttelnd nach: „Es ist immer dasselbe“, murmelte er vor sich hin. „Die Kunst will den Leuten die Wahrheit nahe bringen. Aber die Leute wollen nichts, als der Wahrheit zu entfliehen.“

Er zog den Mantel aus, der ihn als Aufseher identifizierte, und warf ihn im Weggehen achtlos auf den Boden.

**Elisabeth Schawerda**

## **Das Spiel**

Bridge, Tarock, Schach, Skat, Golf ... Spiele sind langweilig ohne die Lust am Gewinnen und den Ärger über das Verlieren.

Roulette, Poker, Baccara, Glücksspiele ... Spiele mit Einsatz. Liegt die Lust nur im Risiko? Oder ist Lust dabei gar nicht im Spiel?

Mit Gedanken spielen. Spielerisch Möglichkeiten erproben. Und im Lauf des Spielens der Wirklichkeit näherkommen, schaukelnd über die Grenzen zwischen Fantasie und Realität hinüberschwingen. Und schon ist das Spiel Wirklichkeit. Oder? Das ist das Risiko, dessen es bedarf: das offene Ende, der ungewisse Ausgang, das Unberechenbare, das über sich Hinauswollen des Spiels, ohne klar zu wissen wohin.

Mit der Sprache spielen: ausprobieren was und wie alles gesagt werden kann. Die Wörter wie Tänzer einsetzen zu einer Choreografie. Sie wie Soldaten einsetzen, die man ausschickt zu erobern. Aber die Sprache hat ihre eigene Dynamik, ihre eigene Weisheit. Sie sucht sich ihren Weg, und man rennt ihr staunend und in der Ungewissheit ihres Zieles hinterher. Oder auch ganz vernunftlos kann

Sprache uns davongaloppieren. Unfähig sie aufzuhalten starren wir ihr schreckgelähmt nach und erwarten die Katastrophe, die unsere unbedachten Worte auslösen könnten. Oft passiert nicht mehr als ein tagelang anhaltendes oder im schlimmsten Fall in der Erinnerung nicht löschbares peinliches Gefühl.

Ein Wortspiel machen. Dieses ist ein Sprung ins Ziel, das man noch gar nicht richtig ins Auge fassen konnte, es überspringt die Stationen des Gedankenganges und trifft den Punkt zielsicher. Es bietet dabei einen Genuss, eine Verblüpfung, ein Entzücken. Der springende Punkt wird getroffen mit der Präzision einer Waffe, die entwaffnet.

Eine Rolle zu spielen, das ist das Spiel der Spiele. Im Lauf des Lebens haben wir Gelegenheit, verschiedene Rollen zu spielen. Selten haben wir Zeit, sie einzustudieren. Manchmal können wir uns an ein Beispiel, ein Vorbild halten. Das Kind weiß instinktiv und ahnungsvoll, wen oder was es als Vorbild einmal wird brauchen können und legt in seinem Gedächtnis einen Vorrat an noch nicht verstandenen Beobachtungen an. Meistens jedoch spielen wir aus dem Stehgreif. Die Rolle kennt sich selbst, auch wenn der Spieler sie noch nicht kennt, er lernt sie kennen, indem er sie spielt. Er wächst in die Rolle hinein. Es gibt keinen Souffleur, da es auch kein Textbuch gibt. Spannung und Unsicherheit gehören zum Spiel.

Zum Spiel gehört auch der Spielraum. Jeder hat den seinen. Der Verlust des Spielraums ist eine schlimme Sache. Und dann gibt es noch Spielverderber und Falschspieler, die die Spielregeln und das Fairplay missachten. Mit ihnen als Mitspieler wird die eigene Rolle schwierig und verliert ihre Spontaneität. Man kann nicht mehr spielend agieren, alles wird anstrengend. Man fällt aus der Rolle.

Die Rollen wechseln im Lauf des Lebens. Spielen wir eine zu lang, werden wir sie nicht mehr los und können keine neue ausprobieren. Dann bleiben wir für immer, was wir nicht mehr sind: die Vorzugsschülerin, der Draufgänger, der Frauenheld, der Verlierer, die Hausfrau, der Durchgefallene aus der letzten Bankreihe etc.

So gut wie möglich soll man seine Rolle spielen. Wenn sie ins Ungenaue, Verwaschene geraten ist, muss man sich manchmal selbst an sich erinnern. Aber sobald man sich sagt, ich bin der Chef, ich bin die Gastgeberin, ich bin der unbekannte Passagier... nimmt man Konturen an, wird präzise, und alle wissen, was es geschlagen hat.

Eine Rolle spielen will jeder, das tut jeder. Regie führt das Leben selbst. Fragt sich, ob man seine Rolle liebt und wie begabt man dafür ist. Es gibt sehr schwere und ziemlich leichte Rollen. Der richtige Moment ins nächste Fach zu wechseln soll nicht versäumt werden. Und manchmal muss man die Entscheidung treffen, nicht mehr mitzuspielen. Irgendwann ist das Spiel aus.

Spiel ist nicht immer Vergnügen. Gelegentlich setzt man etwas aufs Spiel, oft ist es etwas Wichtiges. Nicht alle Spiele gehen gut aus. Wir spielen und gewinnen unseren Rollen neue Nuancen ab und wissen nie, was daraus entstehen wird. Mit dem Fallen des Vorhangs können wir rechnen, mit Applaus nicht.

**Günther Frank-Schmidek**

## **Heute**

Unbarmherzig die Uhren.

Unbarmherzig wie Schlachthöfe.

Ihre Zeit kommt noch. Meine geht.

Wandern durch die Bildergalerie des Alltags.

Mona Lisa schmunzelt süffisant.

Nein, Leonardo, das Jesuskind habe ich nicht geboren.

Aber ein besseres. Das der Welt nicht verzeiht.

Atomkatastrophen. Hungersnöte. Seuchen. Kriege. Attentate.

Die Welt der Ameisen ist menschlicher.

Ob Kreuz oder Halbmond – der Sinn bleibt zweideutig.

Lach' und geh angeln.

Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n.

Und irgendwo schwimmt ein Fisch.....

**Martina Sens**

## **Abschied**

wenn der abschied naht  
relativiert sich das gewesene  
erinnerungen sortieren sich neu  
bilder strukturieren sich um  
selbst werte wechseln ihre plätze  
am ende bleibt  
nur liebe

## **end-geld**

ziel  
von wünschen und streben  
notwendigkeit  
zum modernen überleben  
zeichen  
von erfolg und macht  
verwandelt  
tostloses in pracht  
tilgung  
von gewissen und moral  
schirmherr  
von sklaverei und qual  
anstoß  
für hass und neid  
ursache  
für krieg und leid

## **Gehen**

wenn du gehst  
geht meine  
vergangenheit  
mit dir  
vielleicht auch  
meine zukunft

Martin Stankowski

## Ma come amar\*:

ein Interpretations-Versuch, ein Essai demnach, ganz im (originalen) Montaigneschen Sinne.

Ach, die Liebe, wie sie wohl geht? Das möchte man zumeist immer besser wissen. Genauer: man? Nicht doch: Mann? Ist doch trotz aller heute geforderter soft skills das starke Geschlecht angeblich zeitlebens größtenteils verunsichert in den Beziehungssachen. Darum nicht nur learning by doing. Vernehmen, wie es denn die andern machen. Wie sie es schaffen. Und war's auch gestern oder in weiter zurückliegender Vergangenheit: Da hört man (als nie die Vorzeit ganz hinter sich lassender Mensch) gerne hin, wenn im (Opern-)Haus ein gemischtes Double aus ihr und ihm der Eingangsfrage nachgeht. Man lässt sich in die Gefilde der Liebe holen, hinüberholen. Gibt es brauchbare Hinweise, gar Tipps? Nun ja, ohne Vertrauen geht es, glaubt man dem Text, nicht. Wir reden in unserer Sprache vom Vertrauen zu jemandem, aber in der Vorlage vertraut man sich an «dich». An? Bindet man sich, kettet man sich womöglich an? Womöglich, denn aus eben diesem Attachement erwächst, wie es dem Librettisten vorschwebt, offenbar so etwas wie Treue. Oder sollte. Zumindest 1721. Auf der Bühne.

Auf der Bühne, auf welcher die Akteure beim musikalischen Vortrag, der nun einmal eine ausgeklügelte Technik (namentlich zur Barockzeit) erfordert, in der Regel kaum herumspazieren werden. Zumal wenn man sich gegenseitig besingt. In Tuchfühlung gar. Da fragt sich: Wie war das: Liebe geht? Also beileibe (bei Leibe?) nichts Statisches. Ergo: gleichwohl in Bewegung bleiben. Somit: woher? und wohin? Oder tritt inmitten des Lebens (mit folglich zweifacher Richtungs-handhabe) die Liebe doch auf der Stelle? Dafür, dazu passt hier das Fehlen eines Dialogs, die Protagonisten äußern sich zusammen. Nicht gerade unisono, wenngleich durchaus kumulativ: ziemlich ähnlich, vielfach gleichlautend. Mal sie oben (in der Tonlage) oder umgekehrt. Schließlich handeln ja beide vom Lieben und erforschen demnach: Die Liebe, wie geht sie? Glaubte man dem Komponisten *G.F.H.* (wie er im Autograph signiert) steigt sie auf, sinkt wieder ab, schwillt an, wächst auf, bald vereinzelt, oft verdoppelt – und wiederholt sich. Da capo bis zum Fine. Ende? Ende gut alles gut? Oder bis zu einem bitteren? Die beiden scheinen sich, was die Reprise nahezulegen scheinen, nicht ganz zu einigen, wie es ausgehen wird.

---

\* Doppel-Arie aus der Georg Friedrich Händels 3. Akt der Oper «Muzio Scevola»

Und deshalb erwecken sie das vorgenannte Vertrauen. Vertrauen beginnt allemal mit dem Sich-trauen. Da darf selbst an diesem Ort, zu dieser Zeit das Herz nicht fehlen. Selbiges blieb aktuell bis heute, die Schlagerwelt lebt zu einem großen Teil davon. Der Dame Herz als solches indes reicht nicht, es muss zusätzlich als *gran[de]*, als groß bezeichnet werden. Nachdem bei dieser Maßangabe nächstens die heutige Medizin eingreifen würde, wird mit der Größe das starke Gefühl angesprochen sein. Gleichgeartetes gilt ebenfalls nach wie vor, doch endet damit die Vergleichbarkeit: Denn das Gefühl heißt hier nicht Schmachten oder Ähnliches. Sondern Ehrgefühl. Das nämlich meint die eine Partei, selbstverständlich ist's der Held. Mit der Ehre hat er's, gemäß altrömischem Fatum. Ebenso ist Pflichtgefühl angesagt, oder genauer: als angesungene Tugend. Und da darf er, der Heros, sich gleich darauf die generöse Hochherzigkeit verkneifen. Bei dieser (fraglichen) Variante des Seelenadels liegt der Schluss nahe, an ein Auf-Händen-Tragen ist nicht gedacht.

Liebe geht, anders gesagt, nicht unter die Haut. Wäre da nicht besagter G.F.H., der es schafft, dass das Ganze, mag es textlich «jenseits» daherkommen, wundervoll tönt. Sogar für heutige Ohren und Gemüter. Wie, zum Nachschauen und -hören, das händelgesättigte You Tube nachweist. Das ist das eine. Das zweite: Er verleiht dem trotz aller mehr oder minder schönen Worte reichlich steifleinene Hin und Her eine unmittelbar wirkende schwingende Note. Er verleiht sinngemäß Höhen und Tiefen, Ferne und Nähe. Er, ja er, erlaubt Drängen und Zweifel, Spannung und Lösung, Sich besinnen und Glück. Alles, was der Liebe zukommt. Ihr eignet: wie der emotionale Habitus. Ihr entspricht: wie das Gemüt. Die bei aller Farbigkeit nicht vollständig wäre, ohne den vom Daseinsgrund aus postulierenden und zugleich fragenden Gestus «Dahin, ach dahin». Aber halt, das ist ein knappes Jahrhundert später, nunmehr vom Dichterfürsten, formuliert. Gleichwohl in einer Zeit, als Händel nach wie vor wirkungsvoll mächtig war. Beethoven, der Bewunderer. Und nicht nur er.

Das Paar auf der Bühne. Allemal agierend. Mit passender Gestik. Mit Mienenspiel. Freilich vor allem singend. Somit musikalisch perfekt das Leben nachzeichnend. Miteinander und im Wechsel. Wäre da nicht die Männerstimme. Nichts vom Heldentenor, strahlend vollmundig. Sondern die Kastratenstimme (Kontratenor heute, immerhin: Tenor.) Geht's noch? Virilität ist out? Dabei wär's hochmodern: Ist nicht «ambivalent» ein Modewort? Hat nicht, wenigstens weit herum, der Macho ausge dient? Dessen ungeachtet beharrt die männliche Person eigensinnig auf Treue, Pflichterfüllung, Tapferkeit (die gleichfalls

zur altrömischen Trias gehört). Dennoch, bei aller verbalen Beschwörung, im Timbre, in der gewollten erhöhten, hohen Stimm(ungs)lage eben keine sicheren Werte. Dafür fließend, wenngleich sehr melodiös. Unbeschreibbar. Weshalb letztlich bewusst wird: Niemand kann aus seiner Zeit heraus. Die Gesellschaft, welche auch immer, in welcher Form auch immer, gibt die Strukturen vor. Die Toleranz, Erfindung des 18. Jahrhunderts, anders zu sein. Leider, wie in derartigen Fällen, ungeachtet allen Starkults allzu oft nicht freiwillig. Lediglich die Freiheit, sich einzufügen. In den Zusammenhang. In den Klang. Den Klang der Welt, den hier die Bretter bedeuten.

*Ma come amar.* Nein, keine Anleitung. Schon gar keine Unterweisung. Der Text nur schwer nachzuvollziehen. Die Gebrauchsanweisung indes gibt es doch: Sie basiert auf dem musikalischen Handwerk. Und zugleich nicht, wenn's ein Meister gebraucht. Als da festzustellen sind: Dehnung mit Innehalten und neuem Ansatz. Ein sich Umspielen mit Echoeffekt. Ein Wechsel(bad), ein Changieren. Und natürlich kein «Unisono»: das vom weichen Streicherklang bestimmte Orchester gibt die Grundlage des Vorankommens. Spielt mit. Schafft Atmosphäre, weich und exakt zugleich. Unterstreicht, unterstützt das Atemholen. Sänger und Instrumente: derselbe Stoff. Dieselbe Thematik, auf Motive verteilt. Buchstäblicher (eigentlich: tonimmanenter) Ausdruck. Und umso einprägsamer. Deshalb: Händels vollendete Studie. Lässt man sich auf sie ein: eine durchaus präzise. Zum Nachvollzug. Im Hin-Hören wächst sie über sich hinaus. Zeitlos. Wie die Liebe. Nur: welche genau?

## Träumen erlaubt

Zu Chopins Nocturne e-Moll, op. 9 Nr.2

Na ja, erfunden hat er's nicht, der Herr Frédéric. Aber er darf wohl als der erste große Meister des Genres gelten. Nocturne. Das Lied an die Nacht? Oder doch eher: in der Nacht? Oder sogar in die Nacht ... hinein gesungen?

Aber bitte: Singen? Es gibt keinen Text, der uns wie auch immer auf die Sprünge helfen könnte. Das zu verstehen oder gar das zu glauben, was ausgedrückt ist, was gemeint ist.

Aber doch: Singen! Weil ihr schmelzender Ton und ihr fließendes Auf und Ab die Klänge über das Spiel auf dem Klavier hinaus treiben. Sie tragen uns im

Hören mit sich, wir verlieren uns in ihre Stimmung. Es kommen Wünsche auf, Sehnsüchte vielleicht, Gefühle der Harmonie. Entdecken wir Räume? lichtumflorte oder dämmerige, gemessene oder formvollendete, festliche oder gemütliche, unser Gemüt stilvoll anregende? Sehen wir Landschaften vor uns? gekräuseltes Wasser, tändelndes Schattengeflüster, winkendes Bergspitzenweiß? Dürfte es auch ein wenig regnen oder gar schneien?

Na ja, ein wenig ein Selbstvorwurf: Sind das nicht recht einseitige Verknüpfungen des Gehörten mit vielleicht nur zu mir passenden Gedanken, Perspektiven oder gar Visionen? Stimmt das Vernommene unbedingt auf romantische Stimmungen ein?

Darum noch einmal ein Na ja. Für den Stadtbalkon mit Blick auf eine belebte mehrspurige Ausfallstraße eignet sich eine wohlklingende Nachteloge wohl kaum. Und wenn wir uns die Entstehungszeit vergegenwärtigen: In einem kerzenleuchthellen Ballsaal erwartete man sicherlich andere musikalische Ergüsse, praktische Anweisungen zum Tanz, klare Taktangaben bis hin zu fortreißenden Rhythmen, tragende Weisen bis hin zu schwebenden Melodienreigen. (Und unser Komponist schrieb selbst Walzer, welche allerdings eher als Konzertstücke gedacht waren.) Ebenso wenig stellt sich die Assoziation einer Sauftour von Bar zu Bar ein wie diejenige eines windumtosten Schneestapfens. Und so weiter. Die Nacht zeigt sich, notabene, ihrerseits ja selbst höchst ambivalent (um ein Modewort zu bemühen). Gehen nicht schreckliche Geschichten aus dem Dunkel um? Angsteinflößende Schilderungen von gefährlichen Situationen aus dem Stadtzentrum? Gibt es im Herbst nicht das schaurig-schöne Halloween? Überdies würden, buchstäblich anders ausgerichtet, das Personal eines dicht frequentierten Speiselokals oder Hilfskräfte bei einem scheinwerferbelichteten Skirennen garantiert ein ganz anderes Lied singen. Von diensthabenden Krankenschwestern und Polizisten ganz zu schweigen. Und so weiter.

Hören wir etwas genauer hin, passen wir etwas besser auf, scheint Monsieur Chopin jedoch von derartigen Fremdeinwirkungen durchaus etwas zu wissen. Viele, immer neu sich regelrechte Bahnen verschaffende, rauschend perlende Passagen mögen unseren ersten Eindruck bestätigen. Es gibt aber zwischendurch ziemlich unterschiedliche Tonfolgen, gehärtete, entschieden betonte, Tritte markierende. Sie lassen aufhorchen, wenn auch nicht aus der Haut fahren; sie bilden ein Gegenstück, allerdings nicht einen Kontrast; sie erzeugen Spannung, wenngleich nicht à la Krimi.

Somit ein drittes Na ja. Alpträume generieren Chopins Tonfolgen nicht. Nun



denn, träumen wir Schönes. Wir zwei. Wir verlassen das Fest. Wir lassen Licht-  
helle, Stimmengewirr, Gedränge, Getränkeflecken, Schall und Rauch hinter  
uns. Wir treten durch die Schiebetür, im Glas tausende tanzende Spiegelungen,  
unscharf, farbig. Wir schließen den Ausgang. Außen regiert schattiges Grün un-  
ter uns, vor uns. Der Boden ist nachtflecht, der Fluss nahe. Die Luft ist mild.  
Wir schmecken Blumendüfte. Wir gehen nicht, wir schreiten. Nebeneinander.  
Gemeinsam, die Hände finden sich. Unter dem weiten Himmel mit auf dem  
Schwarzblau leise ziehenden Wolkenbändern. Wölbung, milchig weiß durchzo-  
gen. Sterne dazwischen, blinkende Punkte und zugleich klar. Unendliche Ferne  
und zugleich eine traute Wölbung über uns. Wir ahnen im Streifenlicht den  
Mond. Nur ahnen, grad das ist schön. Wir fühlen, uns steht etwas bevor. Die  
Tür geht auf, Gepolter, Geschrei, Gestampfe. Dann wieder Ruhe. Doppelte  
Ruhe. Wir hören das Herz klopfen. Wir stehen an der Kante. Der gestirnte  
Himmel über uns, der Blick geht in die Weite. Der Großvater und die große  
Enkeltochter. Was uns erwarten wird? Das Jetzt ist es, das weiter in das Kom-  
men wirkt. Auf unbekannte Weise und doch im gleichen Takt. Klänge als sein  
Charakter. Sie führen uns zum Kernpunkt in unserer Mitte.

Ach wie traulich, ach wie hold. Und doch bleibt ein regelrecht profaner Ein-  
spruch von mehreren möglichen. Unser Frédéric Chopin komponierte «natür-  
lich» nicht nur Nocturnes (siehe oben). Und selbst bei diesen käme ein Kenner  
oder gar ein Musikwissenschaftler auf viele nachfragende Argumente, die auf die  
(Vor-)Geschichte dieses Musiktyps verweisen, die sich die Tonart vornehmen,  
die der Rolle, der Stellung im Werk des Mannes nachgehen. Und so weiter. Die,  
kurz gesagt, über das Musikstück hinausgehende Ordnungen eröffneten. Aber  
eigentlich ist es schade. Es geht hier und jetzt eben nicht um das große Ganze.  
(Und einen Musiknobelpreis gibt es trotz Bob Dylan nicht). Es geht, hören wir  
ein Musikstück, hören wir dieses Musikstück, um die Gegenwart, genauer: um  
den Augenblick. Er enthält das, was uns ausmacht. Wir blicken, von den Tönen  
mitgenommen, in unser Inneres.

## Eine weite Reise

### Betrachtungen über eine nicht so bekannte Sprache

Wer schon einmal in Südafrika oder Namibia war, wird neben Englisch und einer großen Zahl einheimischer Idiome auch einer Sprache begegnen, welche die Denkweise von Afrika und Europa ein wenig vereinen kann und stolz den Namen des Kontinents trägt: Afrikaans.

Afrikaans, die am weitesten verbreitete Sprache des südlichen Afrika, entwickelte sich nach der Gründung Kapstadts im Jahre 1652 aus dem Holländischen des 17. Jahrhunderts. Zu den Seeleuten und Angestellten der „Verenigde Oost-Indische Compagnie“, die aus den verschiedenen Dialektgebieten der Niederlande, Flanderns und Deutschlands stammten, gesellten sich bald Einwanderer aus Frankreich, sowie Sklaven und Bedienstete aus Madagaskar, Ceylon oder Java. Dazu kamen einheimische Stämme. Durch die fremdsprachigen Einflüsse und durch die Entfernung vom Mutterland setzte ein Sprachwandel ein, der die Unterschiede zum Holländischen immer größer werden ließ. Bis zur Annektierung der Kapkolonie durch die Engländer 1814 hatte sich eine neue Sprache herausgebildet, die damals noch Kapholländisch genannt wurde. Mitte des 19. Jahrhunderts gab es die ersten Bücher in Afrikaans und schon zwei, drei Jahrzehnte den Kampf um die Anerkennung als Schrift- und Amtssprache. Die zweite Phase der Sprachbewegung setzte 1902 nach dem verlorenen Freiheitskampf gegen England ein und brachte eine Standardisierung der Rechtschreibung sowie erste literarische Werke mit sich. Schließlich wurde Afrikaans 1925 als zweite Landessprache Südafrikas neben Englisch anerkannt. Seit den politischen Umwälzungen 1994 gibt es in Südafrika elf Amtssprachen. Als Muttersprache steht Afrikaans neben Zulu und Xhosa an dritter Stelle.

In Namibia ist seit 1990 Englisch Amtssprache, Afrikaans jedoch die allgemeine Umgangssprache unter den etwa 30 Sprachgruppen. Ursprünglich 1780 von den Orlam-Stämmen nach Namibia gebracht, war Afrikaans zum Ärger der deutschen Schutzmacht bereits während der Kolonialzeit die Lingua franca des Gebietes.

Von der am engsten verwandten Sprache, dem Niederländischen, unterscheidet sich das Afrikaans heutzutage vor allem in der Sprachlehre und der Aussprache. Große Gemeinsamkeiten hingegen gibt es mit dem Vokabular. Als jüngste germanische Sprache hat das Afrikaans eine stark vereinfachte Grammatik, so

gibt es beispielsweise sowohl für den Singular und den Plural nur einen einzigen Artikel: *die*. Der oft bildhaft-anschauliche Wortschatz ist reich an Redewendungen und Möglichkeiten, neue Wörter zu bilden, so konnte sich Afrikaans im Konkurrenzstreit mit dem Englischen auf allen Gebieten behaupten. Bis heute werden neue Wörter lieber aus eigenen Mitteln geprägt als aus dem Englischen übernommen, wie etwa statt:

Computer = *rekenaar* = Rechner

U-Bahn = *moltrein* = Maulwurfszug

Pin-up-Girl = *prikkelpoppie* = Reizpüppchen

Laptop = *skootrekenaar* = Schoßrechner

Website = *webwerf* = Netzwerft

Fastfood = *kitskos* = Nu-Kost

Da Afrikaans dem Deutschen eng verwandt und wie gesagt mit einfacher Grammatik gesegnet ist, fällt es der deutsche Zunge, vielleicht von der Aussprache der Vokale abgesehen, nicht schwer, es zu erlernen. Auch die Stellung der Wörter im Satz ist dem Deutschen wesentlich ähnlicher als etwa dem Englischen. Der Hauptunterschied zum Deutschen liegt in der Reihenfolge der Verben, wenn mehrere neben einander auftreten. Schon eher ein Problem ist die Bildung des Plural, die am Wortende entweder ein -e oder ein -s bekommen. Hier gibt es zwar Regeln, aber auch viele Ausnahmen. Manchmal sind sogar beide Formen möglich. Auch könne sich die Vokale bei der Mehrzahlbildung verändern, weiters wird aus f ein w, g und d gehen oftmals sogar verloren (*dag* – *dae*: Tag – Tage) wie die Verdoppelung von Vokalen (*straat* – *strate*: Straße – Straßen).

Leichter ist die Bildung der Verben, die fast immer in der Grundform bestehen bleiben. Es gibt auch nur 3 Zeiten: Gegenwart – Vergangenheit – Zukunft. Die beiden letzteren werden mit Hilfsverben gebildet. Die Schwierigkeit liegt hier nicht bei der Übersetzung ins Afrikaans, sondern aus dem Afrikaans in andere Sprachen, wie etwa Deutsch. *Ek het gedrink* kann nämlich heißen: Ich trank, ich habe getrunken oder ich hatte getrunken. Da kommt es dann auf das Sprachgefühl des Übersetzers an. Einzig die Hilfsverben haben und sein bilden eine eigene Präsensform aus, die sich von der Grundform unterscheidet.

Auch die im Deutschen stark diskutierte Genderfrage ist in Afrikaans kein Problem mehr. Da es in dieser Sprache ohnehin kein grammatikalisches Ge-

schlecht gibt, hat man sich im Alltag darauf verständigt, die teilweise vorhandenen gewesenen geschlechtsspezifischen Endungen eher nicht mehr zu verwenden: *Die onderwyser* ist also sowohl die Lehrerin als auch der Lehrer.

Gewöhnungsbedürftig ist hingegen, vom ersten Selbstlaut einmal abgesehen, die Aussprache der Vokale: e kann wie ä oder iə ausgesprochen werden, i als ə, ie als i ist ja nicht schwer, aber o kann o oder uə sein, u ist ö, uu ist ü und oe dafür u und eu öä. Bei den Konsonanten ist es einfacher, da tanzen nur g (*ch*) gh (*g*) oder sj, si (*sch*) und tj (*tsch*) aus der Reihe.

Was die Tätigkeit als Übersetzer betrifft, fällt ins Gewicht, dass der Autor natürlich selbst am besten weiß, was er ausdrücken will und so die beste Entsprechung suchen kann. Der flüchtige Betrachter darf sich allerdings nicht durch Wörter, die gleich klingen oder ähnlich wie im Deutschen geschrieben werden, täuschen lassen, so heißt *die winkel* im Afrikaans nicht der Winkel wie im Deutschen, sondern Laden oder Geschäft, *streek* (Plural: *streke*) nicht Strecke sondern Gegend oder Region. Natürlich gibt es auch Ausdrücke aus dem Englischen wie *tent* (Zelt) oder *storie* (Geschichte). Eine besonders liebenswerte Eigenart des Afrikaans ist die Vorliebe für Verkleinerungsformen (je nach Lautumgebung: -ie, -jie, -tjie, -etjie, -pie oder -kie), womit oft nicht die tatsächliche Größe gemeint ist, sondern eher Sympathie, Vertrautheit, aber auch Mitleid oder Geringschätzung ausgedrückt wird: *seun* – *seuntjie* (Sohn – kleiner Junge).

Eine besondere Konstruktion ist auch die Verneinung, die immer doppelt durchgeführt wird, wenn die Verneinung nicht das letzte Wort im Satz ist: *Ek weet nie* – ich weiß nicht, aber: *Hy praat nie Engels nie* – er spricht kein Englisch (nicht). Auch die Liebe ist komplizierter: Ich liebe dich heißt nämlich: *Ek is lief vir jou* (ich bin lieb für dich). Eine Verdopplung des Wortes kann ausdrücken, dass eine Aktion in kurzen Abständen wiederholt wird: *Sy proe-proe aan die perske-mampoer*: Sie trinkt den Pfirsichschnaps schlückchenweise (Sie kostet-kostet an dem Pfirsichschnaps). So gäbe es noch von vielen Besonderheiten zu berichten.

Nicht ganz so einfach ist es, wie in allen Sprachen, bei der Übersetzung von Poesie, Vers und Reimform zu erhalten. Aber auch das geht bei eigenen Gedanken einfacher als bei fremden. Das folgende Gedicht wurde zuerst in Afrikaans geschrieben und dann erst auf Deutsch übersetzt oder nachgedichtet, da eine wörtliche Übersetzung nicht für jede Zeile hundertprozentig möglich ist, wenn die Stimmung erhalten bleiben soll:

## **Jaargetye**

Die jare kom, die jare gaan,  
die stille tuin, hoe mooi dit blom!  
Ek vra: Wat het die lente net getaan,  
dag vir dag en boom vir boom.

Die jare gaan, die jare kom,  
wat het die lot met ons getaan,  
dat in die herfs nog blomme blom  
en dat die liefde nog bestaan.

## **Jahreszeiten**

Die Jahre kommen und die Jahre gehen.  
Der stille Garten, welch ein Frühlingstraum,  
wenn erst einmal die milden Winde wehen,  
Tag für Tag und Baum um Baum.

Die Jahre gehen, kommen, fließen.  
Wie hat das Schicksal es mit denen gut gemeint,  
für die im Herbst noch Blumen sprießen,  
und die die Liebe immer noch vereint.

Leider gibt es zurzeit kein Lehrbuch für Afrikaans in deutscher Sprache und aus dem Englischen hinken die Vergleiche nur allzu oft. Zum Glück gibt es in der Bibliothek der Universität Wien Bücher, die oftmals die Suche nach den besten Ausdrücken erleichtern können.

Jedenfalls ist jede neue Fremdsprache eine Bereicherung des eigenen Lebens, der eigenen Ansichten und Einsichten, oder wie ein afrikaanses Sprichwort sagt: *Soveel tale as jy kan, soveel male is jy man.* – Soviele Sprachen wie du sprichst, so oft bist du Mensch.

Cornelia Travnicek

## kornelkirsche

steht unter fremden namen  
mir anverwurzelt  
sternt früh-frühlings schon  
gelb den schnee

ob sie weiß  
was sie da tut

neigt die köpfe hin zum kirschenbaum  
dem namverwandten  
posiert als hagebutte  
im roten festtagsdirndlkleid

ein herber charakter  
langsam wachsend

Andrea Tschurlovits

## wir sind nur einen augenblick

regentropfen sammeln sich  
an der kante der scheibe  
jeder für sich eine welt  
unabhängig vom anderen  
glasklar durchsichtig  
sekundenlang festgehalten  
bis er fällt – so –  
als wäre er nie gewesen

## **du und i**

*du* bist a meazveigal  
und *i* a herbstzeitlose  
ka wunda waunn ma  
imma aunanaunda  
vuabeiredn tuan

*i* bin gaunz schee giftig  
*du* bist a guada

owa wenigstens  
wochsn tua ma  
aum söbn grund  
nua ebn  
untaschiedlich

## **Du und ich**

Du mein Märzveilchen  
Ich deine Herbstzeitlose

Dass wir  
Aneinander vorbeireden  
Verwundert nicht

Voll giftig ich  
Du voll des Guten

Aber –  
Wir wachsen am selben Grund  
Nur eben unterschiedlich

## grado

die alte dame schließt den seidenfächer  
hüllt sich in wolkendecken  
zieht nebelschleier vor

soldatengleich die schirme  
gelb, blau, weiß  
noch stelzen sie am strand

die fensterläden  
gleich zugeklappten lidern  
schicken die fremden in die wüste

das meer wirft seine wellen aus  
vergräbt all den müll im sand  
manchmal noch muscheln

die laguna schläft  
den schlaf der müden  
ausgelaugt wie eine konkubine

lehnt sich zurück  
versunkne sonnen träumend  
verglüht am horizont

es lacht die möwe  
über all die stille  
grados



Hannes Vyoral

## aus: europa. eine reise

### tavignano-schlucht

wasser gischtet  
an die schattenfelsen  
    sprüht zerstäubt  
    ins licht zurück  
bewegt sich  
unentwegt  
    der regenbogen  
    aber steht

*schlucht des tavignano bei corte, korsika, frankreich*

### rückreise, p.s.

ein sonderbares  
gefühl setzt ein  
auf dem hurtigruten-schiff  
zurück nach bodø  
als der lofoten  
spitze berge  
im roten abenddunst  
versinken

heimweh  
nach der ferne

*auf dem hurtigruten-schiff nordnorge, norwegen*

## **norfolk broads**

ein häuflein dorf  
aus roten ziegeln  
in der senke  
zieht das vieh zur tränke

die nacht ist  
schon bereit & nimmt  
im baumgezweig  
die müden vögel auf

entzündet sind  
an häusern gelbe lampen  
um die, von schwüler luft  
beflügelt, falter tanzen

niemand ist mehr  
unterwegs & niemand hört  
den kauz vom waldrand her –  
nebel kriecht aus gras & esche

*norfolk broads im nationalpark „the broads“,  
grafschaft norfolk, großbritannien*

## **anti-korruptions-gesetz**

wer die faust ballt  
kann die hand  
nicht aufhalten

*im gedenken an die im oktober 2017 durch eine autobombe ermordete  
investigativ-journalistin daphne carvana galizia, valletta, malta*

Peter Paul Wiplinger

## Abendstimmung (im AKH Wien)

Der Himmel  
verbrennt  
im Abendrot.

Die Mauern  
der Gebäude  
sind schwarz.

Fenster  
leuchten auf  
in goldenem Glanz.

Wie lange noch  
werde ich leben?

## Gedenken an H.F.Kulterer

*Mein lieber Jolly*  
sagte der Poet  
Hubert Fabian Kulterer  
immer zu mir  
und zu anderen  
Er ist lange schon tot  
Aber jetzt da ich  
vom Unfall verwundet  
nur im Zimmer sitzen kann  
denke ich an den Ausspruch  
des Hubert Fabian Kulterer  
und sage plötzlich  
laut vor mich hin  
*Mein lieber Jolly*  
Das nennt man  
ein Gedenken  
an einen Freund

# Der schwarze Sack

Man überreichte mir  
einen schwarzen Sack,  
einen Plastiksack;  
darin die Kleider,  
die Schuhe, die Mütze,  
sowie den Ehering,  
die Wagenpapiere und  
auch den Führerschein.

„Gestern gegen 17 Uhr  
ist er verstorben“, sagte  
die Ärztin nüchtern kühl;  
„Vorderwandinfarkt“  
fügte sie noch hinzu.

Ich brachte den Sack  
samt seinem Inhalt  
zu meiner Schwägerin  
und übergab ihn ihr  
als das letzte Relikt  
ihres geliebten Mannes.

Seither, jedes Mal,  
wenn ich einen Sack,  
einen Plastiksack sehe,  
einen Müllsack, so wie  
jetzt gerade im Spital,  
denke ich an meinen Bruder,  
sonst eher nicht (mehr).  
Wir waren einander ja  
zu Lebzeiten fremd.

# Werkstatt

Eva Kittelmann

## Überhitzung

Alles so schief, so schief kursiv. Wir lehnen an, geschlagen wie geköpft. Glutsonne ist zwar in die Knie gegangen, wo alles schweiget, schwitzt, schweißst wie angeschossen, doch macht die Luna schon wiederum auf Schwangerschaft. Die Tür zur Hölle aufgefliegen, und unheilvoll gesprengte Rahmen. *August von Dürrenkraut und Leerenbrunn*, der nächtig-heiße, weiß einen Reim darauf – wie sonst sollte er heißen?. Der Tauber mag um vier nach seinen Weibern gurren, der Tag ist andersrum, die sonst Verklärte Nacht kein bisschen Leichterung.

Vielmehr im Augenblick Erstarrung und Erschrecken wie vor dem Blick der Schlange – vom bösen Auswuchs greller Fantasie in den *faux pas* getrieben, auf einen Error hin: Im Text des Freundes wie bewusstlos statt *Apokryphen* das Wort *Apokalypsen* hingeschrieben (als wüsst' man nicht, bei wem Odysseus war und was der Seher dort auf Patmos schaute); und ganz versagt und falsch entscheiden, weil Sand und Tang an dem bestimmten Strand niemals demjenigen mit Altöl gleicht. So also in die Fehler-Haft! Und führst doch glatt in deiner Vita an „war jahrlang Lektor-, Korrektorin“. Sinnwidrigkeit erschüttert dich, erzeugt dir Fieber: Hast hirnverbrannt den Bock geschlossen! Hat dir die Heißzeit das synaptische Gefüge dermaßen angesehrt, ver-rückt? –

Was nützt's, wenn N. C. Kaser so schöne Sachen schreibt von Bäumen und von Bienen, von alten Mädchen und die Schäfchen zählt? Wenn der Moretti ihm dazu des Jedermanns vertiefte Stimme leiht, damit wir dieses Närchen auch begreifen? Was nützt's? Wo ist denn Laas und wo der Blasenstein? Die Marmorbrüche und die wehen Brücken, Stadt wie Land, stürzen vor lauter Überhitzung solcher Nacht von selber ein. Vernichtet alles, schief und hin! Kur-sive Lettern hämmern in dem Nichtschlaf zwischen Schläfen, verzweifelt die Erschöpfung auf uns ein. Nachtmahre gehen um auf schwarzen Tasten ...

*Ein Text aus August 2018. Ursprünglich eine Art Tagebuch-Aufzeichnung in loser Gedichtform. Hier mit einigen Verdeutlichungen in Richtung lyrischer Prosa ergänzt.*

*N. C. Kaser / Moretti: In einem Radiofeature wurde zeitgleich deren jüngste Aufnahme gespielt (Mandelbaum-Verlag).*

## Romanprojekt: Zwei Wochen

### I Ton.Fälle

Er saß in seinem Arbeitszimmer vor dem Computer und entwickelte ein Konzept für eine Lehrveranstaltung des kommenden Wintersemesters, die er zum wievieltenmaleigentlich an der Universität Graz halten sollte. Da erinnerte er sich, dass er mit ihr, die wie immer am Samstag im Wohnzimmer saß und vermutlich Zeitung las, ins nahe gelegene Cafe Meier gehen wollte. Er stand auf, nahm das geleerte Glas, das er üblicherweise mit Mineralwasser und Orangensaft gefüllt bei seinem Computer stehen hatte, und machte sich auf, durch das Esszimmer, in welchem sie heute Morgen gemeinsam gefrühstückt hatten, durch das langgestreckte Vorzimmer in die Küche zu gehen.

Als er an der geschlossenen Wohnzimmertür vorbeikam, hörte er, dass sie telefonierte. Er blieb stehen, da er das Gespräch nicht unterbrechen wollte. Vermutlich eine ihrer Freundinnen, dachte er – sie hatte ihren, seit einer mehrere Jahre zurückliegenden, einjährigen beruflichen Tätigkeit in Strassburg, alljährlichen Besuch in Strassburg Ende des Monats geplant. Sie hatte damals während ihrer Arbeit für das Europäische Parlament im früheren Gerberviertel am Ufer der Ill gewohnt. Er hatte sie zwar mehrmals besucht und diese Kleinstadt zwischen zwei Kulturen auch schätzen gelernt; sie verbat sich allerdings bei den alljährlichen Reminiszenzreisen seine Begleitung, da sie es als „ihr“ Strassburg empfand, das alleine ihr gehören sollte.

Sie sprach noch immer. Er wandte sich ab, da es nicht seine Art war, sie zu belauschen. Er ging durch das Vorzimmer in die Küche, und stellte das Glas ins Abwaschbecken und spülte es kurz aus.

Da er nichts mehr hörte, dachte er, das Gespräch wäre nun zu Ende und ging durch das Vorzimmer zu der anderen Türe, die von hier ins Wohnzimmer führte. Sie war nur angelehnt. Sie telefonierte immer noch. Er zögerte kurz, blieb stehen. Da fiel ihm ein seltsamer, fremder Tonfall auf, den sie sonst nie beim Telefonieren hatte. Sie war darin geübt, denn ihr Beruf erforderte lange konzentrierte Telefonate. Für diese hatte sie einen sehr sachlichen Ton entwickelt, den sie auch in Privatgesprächen verwendete. Auch mit ihm.

Er verstand nur wenige Worte wie „Du“, „aber nein“. Sie alle waren mit einer solchen Eindringlichkeit gesprochen, die er schon lange nicht mehr in ihrer Stimme – auch nicht im persönlichen, vertrauten Gespräch – gehört hatte.

Hatte er jemals ihre Stimme so gehört? Er war irritiert. Da es schon spät war, klopfte er nach einer Weile des Lauschens kurz an die halb geöffnete Tür und trat ins Wohnzimmer. Sie – die zuvor auf dem Zweiersofa gelegen hatte – richtete sich abrupt auf und sagte in ihr Mobiltelefon, das er ihr zu Weihnachten geschenkt hatte: „Gut, das können wir dann später besprechen!“ Ihre Stimme war bei seinem Eintreten schlagartig in den üblichen Tonfall zurückgekehrt. „Mit wem hast du telefoniert?“ „Mit einer Juristin!“ Die Antwort kam spontan, die Stimme klang aber unsicher. Wie wenn man ein Kind bei einer verbotenen Tätigkeit ertappt hatte.

„Fabian hat mich wegen eines Mietvertrags etwas gefragt“, ergänzte sie, um seinen Fragen zuvor zu kommen.

Fabian war ihr gemeinsamer Sohn, der seit drei Jahren in Wien studierte. Er erinnerte sich, dass sie sich gestern am Freitag mit einer Kollegin – dieser Juristin? – hatte treffen wollen, und dass sie, als er via Email nachgefragt hatte, wo, dieses Treffen stattfände, dieses wegen einer Tennispartie mit Freundinnen abgesagt, und sich mit ihm wie jeden Freitag um die übliche Uhrzeit – 13:30 – im Cafe Meier getroffen. Für die Absage bestand eigentlich keine Notwendigkeit, denn zwischen dem geplanten Treffen zum Mittagessen mit der Kollegin und dem Beginn der Tennispartie lagen vier Stunden. Es hätte ihm nichts ausgemacht, alleine Essen zu gehen, wie er das an Montagen und Freitagen häufig tat.

Der Nachmittag im Cafe verlief wie sonst immer – er wollte sprechen und sie las die Zeitung. Der Tonfall des belauschten Telefonats ging ihm auch im Cafe nicht mehr aus dem Sinn. Dabei blickte er sie wohl längere Zeit an.

„Was starrst du mich so an? Ich mag das nicht!“

Ihr Tonfall klang verärgert, obwohl es doch keinen aktuellen Grund gab. Er war mit einem Mal argwöhnisch geworden.

Als er später am Nachmittag mit seinem Sohn Fabian telefonierte und er ihn nach dem Problem mit dem Mietvertrag fragte, erfuhr er, dass das nicht ihn betraf sondern einen Freund, dass das aber schon länger zurückläge und eigentlich nicht so wichtig bzw. schon mehr oder minder geklärt wäre.

Da ihre Antwort auf seine Frage so rasch und spontan gekommen war, musste sie darauf vorbereitet gewesen sein, wird er später schließen.

Sie war professionell.

Auch beim Lügen musste man professionell sein.

Vor allem beim Lügen.

# Neue Mitglieder

Hamed Abboud

## Ein Bart zum Verschenken mit all seinen Konsequenzen

Aus dem Arabischen von Larissa Bender

Ein kahler Boden mag vielleicht eine Rasenfläche für ihr Grün beneiden, für ihre hübsche Farbe und das dichte Pflanzenwachstum, weil dies ein natürlicher Instinkt eines jeden Wesens ist – es sei denn, es ist selbstgenügsam, was selten genug vorkommt. Aber dass ich den Neid eines Mannes auf einen anderen erleben werde, auf seinen dichten schwarzen Bart, der Wangen und Hals vollständig bedeckt ..., das kann ich mir nicht vorstellen.

Es hat den Anschein, dass die Projektionen und Metaphern der englischen Redewendung „Auf der anderen Seite ist das Gras immer grüner“ über das vernünftige Maß hinausgegangen sind und sogar die Schwelle zur Eifersucht auf die Schwärze eines Barts überschritten haben. Welche Konsequenzen der Träger des Bartes für diese Heimsuchung erdulden muss, die, wenn er sich ihrer entledigen will, immer nur weiter sprießt und noch härter und dichter wird, wird dabei außer Acht gelassen.

Kennen Sie die Karikatur, auf der zwei Männer sich gegenüberstehen, zwischen ihnen eine auf den Boden geschriebene Zahl, die jeder der beiden von seiner Perspektive aus jeweils als eine Sechs oder eine Neun sieht? Die beiden können sich einfach nicht einigen, denn sie sehen nicht das gleiche Bild. So geht es mir mit meinem europäischen Freund in Hinblick auf meinen Bart. Jeder von uns sieht, was er von seiner Perspektive aus sehen möchte. Für ihn ist der Bart die vollkommene Männlichkeit, der Gipfel erstrebenswerter männlicher Schönheit, während er für mich eine furchtbare Unterstellung darstellt. Und ich kann nicht zulassen, dass er wächst, mein Gesicht erobert und meine Umgebung verängstigt, wenn er ein gewisses Maß überschritten hat und unrechtmäßigerweise noch an Schwärze zunimmt.



Während meiner Zeit im Gymnasium wartete ich sehnsüchtig auf den Augenblick, in dem mein Bart sprießen würde. Ich schmierte mir sogar Rasiercreme ins Gesicht und ließ, als Übung für ein zukünftiges tägliches oder wöchentliches Ritual, das Rasiermesser über meine Wangen gleiten. Aber niemals habe ich damit gerechnet, dass ich mir je im Leben einmal Haarausfall wünschen würde oder dass meine Gene von denen meiner Familie abwichen, die bei ihrer ersten Gründungssitzung beschlossen hatten, Härte und nicht enden wollende Schwärze in sich zu tragen, gleichsam wie ein schwarzes Loch, das die Farben und den menschlichen Respekt vom ersten Blick an rücksichtslos und unverdrossen schluckt.

Der Bart, von dem ich geträumt hatte, damit ich in die Welt der Männer aufgenommen würde ..., auf den ich gewartet hatte, um in die Bars eingelassen und einen Irish Coffee bestellen zu können, ohne hämische Bemerkungen des Kellners, für eine solche Bestellung sei ich noch zu klein, oder der mich, sogar wenn ich ihm meinen Ausweis unter die Nase hielt, argwöhnisch ansah ..., der Bart, von dessen Berührung die Mädchen träumen würden – oder von dessen Härte und meiner Härte ..., das ist genau der Bart, den ich jetzt trage, den ich stutze, bevor ich mich auf den Weg zum Flughafen oder zum Gespräch mit der Asylbehörde mache oder wenn ich zu einer kultivierten europäischen Hochzeit gehe, wo der Blutdruck in den Adern des weißen Hochzeitskleides die Schwärze und Ernsthaftigkeit meines Bartes nicht erträgt.

Wurde Jesus vielleicht aus Eifersucht und Neid wegen seines wunderschönen Bartes gekreuzigt?

Wurde Che Guevaras Leichnam womöglich aufbewahrt und fotografiert, weil er, bevor er getötet wurde, seinen Bart nicht rasiert hatte?

Wäre der Bart des Weihnachtsmannes schwarz gewesen, hätte er dann die Unterstützung von Coca-Cola erhalten und hätte diese Firma ihn zu ihrem wichtigsten Mann in der Weihnachtszeit gemacht?

Und warum musste Gott einen langen weißen Bart haben? Wissen Sie nicht, dass das Weiß die Mischung aller Farben ist, die sich in rasender Geschwindigkeit um sich selbst drehen? Warum ist das langsame Schwarz verhasst und warum verweigert man seiner fortwährenden Behinderung den Respekt?

Wissen Sie, warum ich mir während meines Aufenthalts auf dem Land keinen Hund gekauft habe? Weil der Bart wie ein Haustier ist. Ich muss ihn maßregeln und mich verbürgen, ihn dreimal täglich an die frische Luft zu führen.

Die Verantwortung für meinen Bart ist so groß, dass ich dazu nicht auch noch die Verantwortung für einen Hund übernehmen konnte.

Kennen Sie den Unterschied zwischen mir ohne und mir mit Bart?

Ich bin widerspenstig, freundlich, spontan und ich kann problemlos eine Portion Happy Meal bei McDonald's bestellen, ganz einfach, weil ich meinen Bart zu Hause gelassen habe.

Aber würden Sie mich in Winterkleidung erkennen? Ehrwürdig, respektiert, trage ich alle Vorurteile der Gesellschaft mit mir herum und gebe kein Wort von mir, bevor ich nicht tausendmal darüber nachgedacht habe.

In das winzige Raucherkabuff am Flughafen von Ljubljana passten gerade einmal fünf Personen, so dass ich darauf warten musste, dass jemand herauskäme, damit ich mich hineinzwängen und vor dem Abflug meine Zigarette genießen könnte.

Ich ging zum Ende des kleinen Flughafens zu der gläsernen Grenzkontrolle, die von einem Polizisten bewacht wurde. Dahinter lag ein winziger Raucher- raum, in dem sich nur ein einziger Mann befand. Da fühlte ich mich zu der Frage ermutigt, ob ich wohl vor meinem Abflug eine Zigarette dort rauchen dürfe. Die Ablehnung kam prompt. Sie wurde damit begründet, dass dieser Raucher- raum Menschen vorbehalten sei, die, weil sie eine Straftat begangen hätten oder ihnen Papiere fehlten, abgeschoben würden. Meine Sucht und ein Jucken in- folge von Nikotinmangel ließen mich meine Bitte jedoch noch einmal wieder- holen. Da schaute der Mann mich von oben bis unten an und starrte dann auf meinen dichten Bart, den ich dieses Mal nicht wie üblich vor meinem Aufbruch zum Flughafen gestutzt hatte. Der Polizist öffnete breit lächelnd die Glastür und flüsterte, mein Bart gewähre mir Privilegien, die kein anderer der rasierten Reisenden erhalte. Ich zog mich gemeinsam mit dem kurz vor seiner Abschie- bung stehenden Mann in das Kabuff zurück, und mit einem breiten Grinsen im Gesicht rauchte ich meine dünne Zigarette und schaute auf die blonden, nahe- zu bartlosen Europäer, die noch immer darauf warteten, dass einer der Raucher den anderen Raucherraum verließ ...

Ja, vielleicht beneidet ein karger Boden einen anderen wegen seines dichten Pflanzenwuchses, aber er wird ihn noch mehr beneiden, wenn er eine Zigarette würde rauchen wollen und wenn diese ihm verweigert würde, weil er klein aus- sähe und nicht an die Position von bärtigen erwachsenen Männern heranreiche, die dazu verurteilt sind, nach der letzten Zigarette abgeschoben zu werden.

Thomas Aiginger

## Ausnahmezustand

Auszug aus dem Roman „Ausnahmezustand“, Braumüller, 2018

Seit zwei Tagen warteten sie. Sie schliefen auf dem marokkanischen Teppich vor dem Fernseher, legten ihre Handys nicht mal beim Essen aus der Hand, aktualisierten alle zwei Sekunden ihre Twitter-Timeline. Es konnte jeden Moment geschehen. Oder nie. Nachts, wenn Daniel vor Anspannung nicht schlafen konnte, massierte Vera seinen nackten Oberkörper. Seine Schultern fühlten sich an wie das Stahlgehäuse eines Roboters.

Um ihn abzulenken, hatte sie ihn auf den Yppenplatz geschleppt, zu dem Flohmarkt für die Hochwasseropfer. Der wohltätige Zweck war Vera egal. So tragisch die Zehntausenden obdachlosen Mitteleuropäer sein mochten, andere Menschen auf diesem Planeten brauchten weit dringender Hilfe.

„Daniel“, flüsterte Vera, „schau.“

Auf dem ganzen Platz griffen die Menschen in ihre Taschen, bildeten Grüppchen, starrten ungläubig auf ihre Smartphones.

Daniels Nervosität schien auf einen Schlag verfliegen. Breitbeinig überblickte er den Platz, mit braunem Vollbart, in einem verschlissenen Greenpeace T-Shirt.

„Und?“, fragte Daniel. „Besser als Fallschirmspringen?“

„Nein“, antwortete Vera. „So fühlt es sich an, ohne Schirm aus einem Flugzeug zu springen.“

Sie tastete nach dem Handy, doch Daniel schüttelte den Kopf und verschränkte seine Finger in ihre. Sie folgten der Menge, die zur hinteren Ecke des Marktes strömte, wo ein türkischer Händler versuchte, einen gebrauchten Fernseher in Gang zu setzen.

Vera zitterte. Keine Sekunde länger hielt sie das aus. Sie riss ihr Handy aus der Tasche. Ein einziger Blick auf cnn.com genügte: Der Moment war gekommen, an dem Science-Fiction-Fantasien wahr zu werden schienen. Der Moment, der sich in das kollektive Gedächtnis brennen würde wie 9/11, der Fall der Mauer, die Landung auf dem Mond. Nie würden sie vergessen, was sie gerade taten, als die hysterische Nachrichtenflut des 13. Juni über sie hereinbrach.

[...]

Vera fröstelte in ihrem ärmellosen Leinenkleid, dreiundzwanzig Meter unter

dem kühlen Wasser des Donaukanals. Jede U-Bahn presste einen neuen Schwall eisiger Luft in die Station. Kälte, gewonnen aus elektrischem Strom, für den irgendwo Auen zubetoniert, Plutonium gespalten oder CO<sub>2</sub> in die Atmosphäre gejagt wurde. Nur damit sie hier bei einer Außentemperatur von zweiunddreißig Grad frieren musste.

Sie war für einen warmen Sommerabend gekleidet, nicht für diese zugigen Katakomben. Das Kleid trug sie für Daniel. Er mochte es, weil es ihr eigentlich zu kurz war. Eine dänische Freundin aus ihrer Greenpeace-Zeit hatte es ihr vor vielen Jahren zum Geburtstag genäht. Am oberen Ende, wo Veras feuerrote Locken den Stoff berührten, säumte den grauen Leinenstoff ein buntes, handgesticktes Muster.

Inselheim wusste Vera, dass weder die Klimatisierung noch das kurze Kleid ihre Gänsehaut verursachte. Vera fror nicht so schnell. Eigentlich. Denn seit dem 13. Juni ließen regelmäßig Frostattacken ihren Körper erzittern, bei jeder Temperatur. Sie verursachten physische Schmerzen. Nicht im Bauch oder im Kopf, wie man vermuten mochte, sondern in ihren Knochen. Als drohten sie, spröde vor Kälte, jeden Moment zu brechen.

Zunächst hatte sie die Schmerzen für eine aufkommende Grippe gehalten. Es dauerte drei Tage, bis sie bemerkte, dass sie immer dann fror, wenn sie Daniel anrief. Jedes Mal, wenn sie die Wohnungstür aufsperrte. Jedes Mal, wenn sie irgendwo auf ihn wartete.

Sie konnte sich nicht erinnern, so etwas früher empfunden zu haben. Als Kind lief sie mit Freunden nächtens durch den stockfinsternen Wald, als Teenager knöpften ihr ältere Burschen im Auto die Hose auf. Sie sprang aus Flugzeugen und verbrachte vier Tage in einem norwegischen Gefängnis. Nie hatte sie so gezittert. Das Gefühl, das sie ihr Leben lang für Angst gehalten hatte, war bloß ein wohliger Adrenalin-Schauer. Sie liebte diese euphorische Stimmung, das Gefühl, stärker als alle anderen zu sein. Vera hatte immer geglaubt, sie liebte die Angst. Bis das ohnmächtige Bangen um Daniel begann. Erst da wusste sie, was Angst war. Würde er da sein? Würde er ihren Anruf annehmen? Würde er kommen?

Vera jagte eine Runde über den Bahnsteig, um sich warm zu halten. Immer nur so weit, dass sie die Rolltreppe im Blick behalten konnte. Daniel verspätete sich selten, und es blieben ihm auch jetzt noch zehn Minuten bis zur vereinbarten Zeit. Vera war zu früh gekommen. Sie hatte es dank ihrer Nervosität nicht mehr daheim ausgehalten.

Dann war er da. Vera erkannte die grasgrünen Flohmarkt-Sneakers auf der Rolltreppe. Zentimeter für Zentimeter glitten seine Jeans in ihr Blickfeld, sein langer Oberkörper, aufrecht wie immer, kerzengerade mit selbstbewussten Schultern. Dann sein dunkelbrauner Vollbart, die grasgrünen, aufmerksamen Augen und seine verstrubbelten Haare. Daniel Degenhorst hatte die Ausstrahlung eines Rockstars. Er lächelte, als er Vera sah und lehnte lässig an dem schwarzen Handlauf, bis ihn die Rolltreppe vor ihr ausspuckte.

Vera legte die Arme um seinen Nacken und küsste ihn. Wieder stellte sie überrascht fest, dass sie beinahe gleich groß waren. Je kleiner sie sich innerlich fühlte, desto größer erschien ihr Daniel.

**Malina Marina Jankovic**

## **Wenn mir die Augen zufallen**

Aus dem Buch Die Rose Orions

Unsere Küste bebt,  
wenn mir die Augen zufallen.  
Deine Aura  
streichelt leicht  
den Winkel meines rechten Auges,  
den du so gerne küsst,  
und sie treibt mich an,  
hocherfreut,  
über grüne Wiesen zu laufen.

## **Ein Tropfen des Regens**

Ein Tropfen des Frühlingsregens  
soll auf dein Gesicht fallen,  
statt eines Kusses,  
wie der Tau auf das Blumenblatt fällt.  
Er soll die Zärtlichkeit erwecken  
und jede Knospe gedeihen lassen,  
in deiner Brust.

## Gnadenlose Exfrau

Draußen gehen Spaziergänger den Pfad des angrenzenden Waldes entlang, und Fred bellt gegen die Fenster.

»Die Leute sollen ruhig glauben, ich hätte einen Hund!«, sagt er beschwingt.

»Und dann werden sie doch merken, du hast einen Vogel –«, sage ich ebenso schwungvoll, drücke die Ohrenstöpsel in die Gehörgänge zurück und lasse mich wieder in Kierkegaard sinken. Die Stöpsel drin, und die Welt rückt ein Stück auf Abstand. Bleibt gebührend draußen. Innen breitet sich Wohliges aus. Fred wendet sich ab und erneuert der Gebrauchsanweisung des Modellbau-Motors zu, jeder Schritt will laut gelesen sein. Backwerk duftet aus der Küche. Da schrillt es an der Haustür. Mit Klirren springt die bequeme Langeweile in Stücke, unerwartetes Läuten birgt selten Anlass zu Erfreulichem. Fred schleicht an mir vorbei zur Tür, wirft einen Blick durch den Spion. »Fernsehgebühr!«, haucht er, mit drei Sprüngen im ersten Stock, reißt das Fenster auf, zwitschert, ohne sich zu zeigen, betont fröhlich hinab: »Einen kleinen Moment bitte, bin noch unter der Dusche!« Heureka, eine Verrücktheit, denke ich. Fred, unten jetzt, springt ins Wohnzimmer. Öffnet den Schrank mit dem überdimensionalen Fernsehgerät. Zwei Handgriffe – er montiert die Kabel ab, schleppt das Monster mit der Urgewalt eines um Haus und Hof Zitternden in die Tiefe des dunklen Kellerschlunds. Sogleich schnappt er das Zweitgerät im Schlafzimmer und zerrt es samt Radio ins undurchschaubare Dickicht hinunter. Alsbald fliegt Hemd, dann Hose. Fred in Höchstform zischt vorbei, nackt hinauf und in die Dusche. Kommt nass und an der Hüfte ein Handtuch die Stiegen herab, atmet stufenmäßig sich zur Ruhe und öffnet lässig, knapp fünf Minuten nach dem Läuten, die Haustür. Ich stehe mich jetzt in die Küche, aus der Geruch drängt, zerlege den knusprigen Guggelhupf und spitze im Schutz des Halbverbrannten die Ohren. Höre, wie im Wohnzimmer Schränke geöffnet und wieder geschlossen werden. Höre Fred erst »Exfrau!« knurren und dann winseln »... alles mitgenommen.«

Das Kontrollorgan hat kein Bedürfnis mehr, den Rest des Hauses zu durchsuchen. Die beiden Männer kommen aus dem Wohnzimmer, vorbei an der Küche, ich zeige mich kurz, grüße verlegen und stumm. Stumm auch begleitet Fred den Mann, der teilnahmsvoll sich an der Tür verabschiedet, als sei das Szenario geplündertes Haushalte ihm nicht unbekannt. Kaum dass die Schritte im Kies verblasen, bellt es neben mir. Fred hechelt, wedelt, springt an mir hoch. Verheiratet? Nie! Und wenn.

Günter Schütt

## Metaphysik der Einsamkeit

Auszug aus Hausmanns Ethik, Roman

Georg mochte es, wenn Beckett es sich auf seinem Schoß gemütlich machte. Er liebte es zuweilen sogar, wenn Beckett mit seinen Krallen in den beigen oder weinroten Kord seiner Hose eindrang, ja selbst, wenn Becketts Nägel in die Haut seiner Oberschenkel ritzten. Dann spürte er, dass er lebte. Das galt jetzt, in den Ferien.

Während der Schulzeit spürte er das Leben ohnehin im Übermaß, wie es eindrang in ihn, von außen, unkontrolliert, wie er überschüttet wurde von Ansprüchen Anderer, wie mit Gülle, die über ihm ausgegossen wird, als stünde er auf einem Misthaufen.

Die Dinge drangen dann in ihn, aber er nicht in sie. Nicht in die Dinge und nicht in die Welt, so als wäre er ein aufblasbarer Plastikwasserball, der aufgepumpt wird und aufgepumpt, bis ihm schlecht wird und er zu platzen droht, bis er tatsächlich platzt und alle weinen und das wars dann.

Keine Spuren weit und breit von seiner Existenz, wenn er nicht schrieb. Nur im Schreiben würde er eingehen in die Welt, nur hier etwas erschaffen, sich selbst erschaffen, ein Werk, ein Objekt, ein Ding. Etwas hervorbringen, eindringen in ein Blatt, eindringen in den Schoß der Welt. Dann würde er endlich in der Welt sein, anstatt zu sein wie die Welt, in der sich schließlich alles ereignete. Alles ereignete sich in ihm, ohne dass er über adäquate Reaktionen verfügte, allein betäubt vom sinnlichen Übermaß seiner Empfindungen. Er und die Welt, dachte Georg. Was nur für ein Verhältnis war das?

Georg schien, als wäre es gar kein Verhältnis oder zumindest ein sehr einseitiges. Zumindest in den letzten Jahren. Ja, es stimmte. Er hatte das Gefühl, nicht in die Welt eindringen zu können, gleichwohl drangen die Dinge in ihn. Als Wurzelbehandlung (der Fünfer links und der Fünfer rechts oben), als plötzliches Versagen seines Magenverschlusses, als Todesfall (sein Vater vor zwei Jahren), als Straf- und Falschparkzettel, als kaputtes Radlager oder gerissene Ölwanne seines schwarzen Opel Meriva mit viel zu wenig PS, als Winterreifenwechsel, als Sommerreifenwechsel, als Jahreszeitenwechsel, als Projekt- oder Sportwoche an der Schule, als Mobbingfall, als Beschwerde über eine Schularbeitsnote (Georg hatte ein Gut zweiseitig begründen müssen), als missglückter Selbstmordversuch (des

14jährigen Schüler Michael Vuko), als Stoßlüftung (etlicher Kolleginnen mit Lüftungswahn), als Versuch, ihm unbezahlte Tätigkeiten aufzuschwatzen (Öffentlichkeitsarbeit für die Schule), als Auslaufen und einseitige Nichtverlängerung des Mietvertrages, als Bitte seiner Tochter Anna (dass sie am Nachmittag Freundinnen einladen könnte – die Zeit, in der Georg zu schreiben versuchte), als Grauwerden seiner Haare, als Treppensturz seiner gebrechlich gewordenen Mutter.

Natürlich stimmte das nicht, zumindest nicht ganz. Auch Georg seinerseits war in die Welt eingedrungen. Ursprünglich, bei seiner Geburt, und ein weiteres Mal, bei der Zeugung Annas. Das waren seine Glanztaten. Anna, davon war Georg überzeugt, war das Beste, das er je zustande gebracht hatte, und seine eigene Geburt war immerhin die *conditio sine qua non* dafür. Doch Ersteres war 36 Jahre her und Zweiteres mittlerweile immerhin auch schon 9 Jahre. Dazwischen lag nur ein nennenswertes weiteres Mal, das sich Georg allerdings kaum selbst eingestehen wollte, da es ein schuldhaftes Eindringen gewesen war. Nein, natürlich keine Vergewaltigung, aber es hatte mit einer Frau und der Trennung von ihr zu tun. Und vielleicht noch ein halbes weiteres Mal, wenn man es hochrechnet, mit seiner ersten Freundin Annemarie. Das war nicht schuldbehaftet, aber auch von relativ viel Dummheit überschattet. Vielleicht doch noch ein weiteres Mal, wenn man Georgs Buch über Franz Kafka als veritables Eindringen – etwa in die Welt der Kultur – akzeptieren wollte.

Seitdem, so schien es Georg, der noch immer auf Noras Schaukelstuhl sitzend in die Flamme der Kerze auf dem Wohnzimmertisch starrte, war es aber beileibe zu keinem nennenswertem Eindringen seinerseits in die Welt gekommen. Oder war es nicht eigentlich die Welt, in die man eindringen konnte, meldete sich die professionelle philosophische Reflexionsmaschine in ihm zu Wort. Die Welt. War sie nicht nur der vermittelnde Äther zwischen den Dingen? So wie die elastische Gummihaut der Putzhandschuhe, die Anna ihm vor Kurzem gezeigt hatte. Zu einer Lufthand aufgeblasen und dann der Trick: Den Finger gegen den Luftgummifinger gedrückt, sodass er hineingestülpt wird in den Rumpf der Lufthand, bis er letztlich gänzlich eingeht in sie, in ihr Inneres, ohne wirklich einzudringen, umhüllt von einer unheimlich elastischen Membran, die einem eigentlichen Eindringen in die Dinge widersteht, selbst wenn man doch eingeht in sie, sodass man das Gefühl hat, nichts zu tun, nein: nicht nichts zu tun, sondern etwas zu tun oder etwas zu sein, aber keine Spur zu erzeugen, oder sollte man besser sagen: zu zeugen? Jedenfalls: nahezu spurlos zu existieren, wie es Georg für sich fürchtete. Zu Recht? Er wusste es nicht, hatte zu wenig Vergleich



dafür, kannte kaum jemanden. Aber was sollte er auch mit einem Vergleich? War man nicht letztlich gänzlich allein in der Welt? Allein. Das war Georgs Stichwort. Auch wenn er selbst soweit als möglich alle Gedanken an das Wort vermied. Nun ging es nicht mehr. Georg fühlte sich allem voran allein. Und einsam.

Einsam trotz Gemeinschaft.

**Angelika Stallhofer**

## **Der Tag geht**

Der Fisch friert  
der Kopf schwebt  
die Sonnen dunkeln  
die Zimmer wachen  
die Katzen bellen

der Gott glaubt  
das Kind fällt

der Tanz hält  
der Tag geht

## **Salz und Zucker**

Vielleicht bin ich es  
Feuer und Wasser  
Salz und Zucker  
Tisch und Brot  
Vogel und Hund  
Schweigen und Lärm

ich kreise um euch  
kreise so fest  
und weiß noch nicht  
bin ich die Stille ein Tanz  
oder ein heller Protest

Franz Vesely

## Brandan

Warum nur sehe ich dich  
nicht anders als  
gegen die abendnassen Küsten gewandt,  
irisches Verbissen starrend  
nach Westen. Später  
im tanzenden Boot  
(ich sehe dich immer allein)  
blickst du ohne Staunen  
die Jahrhunderte hinab  
und fährst mit vollem Segel  
gegen den Weststurm.

## Odysseus, anders

War nicht der kluge Dulder doch ein Narr,  
da er den Freunden damals streng gebot?  
Sie folgten seinem Rat und hielten starr  
das Ruder, niemals achtend seine Not.

Es heißt, verloren seien Mann und Schiff,  
wenn er, von unerhörtem Klang betört,  
sein Ruder wendet zu dem schieren Riff  
und seinen Nachen ohne Reu' zerstört.

Doch wer hat je den Schiffer selbst befragt,  
den seither in der Schenke man vermisst,  
ob er denn wirklich jenen Tag beklagt,  
und nicht mit Freuden das Vorher vergisst?

Glaubt mir, er lachte nur, weil wir so bang  
entfliehen vor dem lockenden Gesang.

## wie eine falle

wie eine falle  
lauert an der westausfahrt  
die rote sonne

gnadenlos klingelt  
der rauchfangkehrer und wirft  
mir den morgen zu

jogger im schlosspark  
regelmäßig knirscht der kies  
es staubt ein wenig

## Stille

wenn es gelänge  
die stille zu bewahren  
bis dann  
wenn große not  
an stille ist  
und sie dann  
zu verschenken

und wenn es möglich wär  
das eine wort  
zu halten  
ungebraucht  
bis es sich fügt  
um jene stille  
zu beenden

## ›Die Personen des Romans sind nicht frei erfunden‹

oder: Entschuldigung an Sophia

Früher, im Leben der Wissenschaft, habe ich mir manchmal Gedanken gestattet darüber, was jener Künstler damals empfunden haben mag. Jener, dessen Werk ich gerade einordnete in meine sinnvoll erdachten Koordinaten. Ja, gestattet, vorübergehend, und sie sogleich wieder verräumt. Denn es sind Zwitterwesen zwischen Wirklichkeit und Poesie, zwischen Forschung und Dichtung, nirgends zugehörig, zwischen Tür und Angel stehend. Zurückgeräumt dorthin, wo ich sie beschreiben, einordnen und zuordnen kann. Wo ich meine Theorie ausbreiten und zur Kenntnisnahme drucken lassen kann. Kampfbereit zur Verteidigung, gewissermaßen. Recherchiert und geprüft und in Sätze gegossen, deren Aufbau und Länge nicht auf Wohlklang zielt, sondern auf das Festzurren der Argumente, mehr oder weniger kunstvoll verknotet durch Fußnoten und Quellen. Oder eigentlich: zusammengebunden, sodass der Nächste sie aufdröseln kann, prüfen, akzeptieren oder widerlegen. Darin liegt der Sinn der Sache. Die Wissenschaft ist nie am Ende.

Eines Tages jedoch, wieder zwischen Tür und Angel, habe ich schließlich meine Skrupel überwunden, meinen wirklichen Namen auf der Schwelle zurückgelassen – sofern Namen überhaupt Anspruch auf ›Wirklichkeit‹ haben – und bin nicht mehr umgekehrt in den Raum der Wahrscheinlichkeiten und Beweise, sondern weitergegangen in den Raum der Möglichkeiten und Gefühle, in dem man selbst ein Ende setzen kann. Hier standen auf einmal nicht nur Buchstaben vor mir über verbürgte oder vermutete Werke, sondern Menschen, die wirklich, wirklich! gelebt haben. Plötzlich ist mir der Entschluss ganz leichtgefallen: Der Johann Bernhard Fischer und der Johann Joseph Fux. Fast möchte ich jetzt sagen: Hand in Hand, aber das wäre übertrieben. Zwei Fremde in Wien, zugewandert aus der Provinz. Störenfriede. Verdächtige. Umgeben vom Neid der Konkurrenten, vom Hochmut des Adels, von der Kontrolle der Zünfte, vom Misstrauen der Jesuiten, von Regeln und Sitten, Verboten und Ängsten. Die Türken, die Pest und die Protestanten. Gott bewahre uns davor.

Dass sie dereinst Zugang finden würden in die Lexika, konnten sie nicht ahnen, wie sie überhaupt die Lexika noch nicht ahnen konnten; und dass sie dort ein in Spalten getrenntes Leben führen würden, als hätten sie einander nie gekannt. Und nicht nur sie: K wie Kollonitsch, Bischof von Wiener Neustadt, und

S wie Sinzendorf, Reichsgraf und Dieb. H wie Harrach, Graf und Geistlicher, und V wie Vischer, Kaplan und Schlösserzeichner. M wie Menegatti, Jesuit, und Oe wie Oeggel, Polier von Schönbrunn. Und K wie Kolschitzky, Geheimkurier und Kaffeesieder.

Kaum hatte ich den neuen Raum der Möglichkeiten betreten, empfand ich eine gänzlich neue Verantwortung: Darf ich mir einfach das Leben von Verstorbenen ausborgen, um damit einen Roman zu schreiben? Darf man Menschen, die wirklich gelebt und gewirkt haben, erfundene Worte in den Mund legen? Einfach so? Nach eigener Lust und Laune? Dialoge aufschreiben, als wären es Zitate? Es waren doch wirkliche Personen, Lebewesen, keine Figuren! ›Figuren‹ konnte ich natürlich erschaffen, ja. Luftgestalten, die in meine Koordinaten passten. Figuren, die neben den wirklichen Personen handelten. Deren Lebenslauf niemand kennt – außer mir. Die ihr eigenes Spiel spielten. Deren einziger Parameter die Möglichkeit ist, nicht die Wahrscheinlichkeit. Aber die wirklichen Personen, die Toten, können nicht mehr protestieren, mich korrigieren, widerlegen, die Widerrufung einfordern. Kann ich behaupten, sie hätten einander gekannt, wenn es keinen Beweis dafür gibt? Sie hätten dieses gemacht und jenes unterlassen, aus Angst, aus Dummheit, aus Eifersucht, aus Verzweiflung, aus Stolz oder Hass oder aus Liebe? Sie hätten so und so geredet, gehandelt, gedacht. Ja, vor allem gedacht, denn wie sonst könnten die Dialoge entstehen? Wer würde mir die Sätze eingeben, wenn ich nicht vorher in die Gedanken der Personen gedrungen wäre.

Jedoch: Die Personen, die längst Verstorbenen, haben mir die Verantwortung aus der Hand genommen. Einfach so, nach ihrer eigenen Lust und Laune, ja manchmal sogar skrupellos. Die, deren Leben ich mir ausgeborgt hatte, redeten einfach, als wüssten sie besser als ich, wie sich das damals abgespielt hat in Wien im Sommer 1693. Wie sie gefühlt und gehandelt haben und warum so und nicht anders. Ich wollte mich bemühen, in ihre Gedanken einzudringen – in die Gedanken des Fischer, des Fux, des Kollonitsch, des Kolschitzky, der Dorothea Sinzendorf –, dabei sind sie in meine Gedanken eingedrungen und haben mir Figuren und Personen durcheinandergebracht, wenn sie mir die Worte im Mund umdrehten und die Geschichte in eine neue Richtung lenkten und ich Mühe hatte, der Wendung zu folgen.

Kann sein, ich hätte das verhindern können. Ich hätte die Dialoge strenger überwachen und zurückdrängen sollen in meinen ›Plot‹, wie man das in der Fachsprache nennt. Aber wer lässt sich von einem Plot den Mund verbieten, das

Wort abschneiden? Allerdings – es gab da eine Person, die sich nicht wehrte: Sophia, die Frau des Johann Bernhard Fischer, der damals noch nicht ›von Erlach‹ hieß. Sie hat keine eigene Spalte in den Lexika, sie hat nichts Herausragendes geleistet, die Sophia, geborene Morgner. Vielleicht habe ich ihr deshalb bedenkenlos einen schlechten Charakter angedichtet. Sie zu einer eitlen, berechnenden, bösen und untreuen Figur gemacht. Ein perfides Spiel mit ihr getrieben, weil das die Spannung erhöhte. Deshalb, nur deshalb habe ich sie in meinen Plot gezwungen und habe mich nicht bemüht, ihre Gedanken und Gefühle zu erfassen, denn so war es leichter, sie zu verleumden. Ich habe ihr vorgeschrieben, wie sie handeln und reden soll. Manchmal meldet sich mein Gewissen. Manchmal möchte ich sagen: *Die Sophia konnte in Wirklichkeit nichts dafür, dass man ihren Mann betrogen hat. Ich habe das nur erfunden. Ich habe Vieles nur erfunden. Die Sophia war vielleicht ganz anders, ziemlich nett und ziemlich treu.*

Aber das geht natürlich nicht. Die Sophia Fischer, geborene Morgner, irgendwo im Jenseits, möge mir verzeihen.

# Jahrestage

So wie auf der OESV-Website [www.oesv.or.at](http://www.oesv.or.at) auf der Startseite werden auch in den Heften „Literarisches Österreich“ Beiträge zu Gedenktagen aus Literatur und auch darüber hinaus reichenden Fachgebieten präsentiert. Es ist eine Auswahl, die, wie so oft, äußeren Sachzwängen unterliegt.

## Giulio Caccini (1551 – 1618)

Im Singen vorzutragen – zu Giulio Caccinis 400stem Todestag am 10. Dezember 2018

Hatte schon der 450ste Geburtstag Claudio Monteverdis im letzten Jahr die Chance geboten, dessen Umgang mit dem Wort und der darin enthaltenen und herauszuarbeitenden Emotion zu beleuchten (Lit. Öst. 2017/1), so ist es zweifellos angebracht, nunmehr des ebenfalls weit über seine Heimat bekanntgewordenen Zeitgenossen in Florenz zu gedenken.

Das heißt, er stammte, wohl 1550/51 als Sohn eines (Kunst?-)Schreiners geboren, aus Latium, Tivoli oder direkt Rom, und erhielt, weil dann wohl ab 1566 fast ausschließlich in der Stadt am Arno sesshaft, somit den Zunamen «Romolo». Hinter dieser personifizierten Version des allgemeinen «Romano» stand mindestens gleichgewichtig wie die Herkunft die Anerkennung seiner beachtlichen Leistungen, nachdem er, früh ein Mitglied der päpstlichen Cappella Giulia, eine außerordentlich gute, gründliche, eben römisch geprägte Ausbildung in Gesang und Lautenspiel genossen hatte. Seine Fähigkeit stellte er ein Jahr zuvor, 1565, bei einem Solotenor-Auftritt anlässlich der Hochzeit des Großherzogs Cosimo I. und Johanna von Österreich vor – und dürfte vollkommen überzeugt haben. Allerdings ergab sich im neuen Wirkungsort eine gewisse musikalische Differenz zu dem zwar im Künstlerischen keineswegs hintanstehenden, allerdings von einem klaren Zentrum ausgehenden und geordneten, sowie das Religiös-Kirchliche in den Vordergrund stellenden Musikleben der Papststadt. Demgegenüber besaß das Zentrum der Mediciherrschaft neben dem Hof eine hochgebildete Elite, in der in verschiedenen Kreisen mannigfaltig in der nach wie vor geübten Auseinandersetzung mit der, vor allem griechischen, Antike poetische und musikalische Neuerungen angestoßen, initiiert, durchdacht bzw. durchlebt und wenigstens ansatzweise implementiert wurden. Ein respektable Kreis von Spezialisten, Liebhaber-Dilettanten und Mäzenen trug das Seine zu den in ihrer engen zeitlichen Abfolge sicherlich – auch – den Charakter von

Experimenten annehmenden Darbietungen bei. Besonders tat sich ab 1573 die *Camerata de' Bardi* des gleichnamigen Noblen hervor, ein *salon* ante definitionem von agilen Fachkünstlern, kundigen *connaisseurs* und humanistischen Gelehrten. Bekommt man bei der Lektüre zumal älterer Sachbücher den Eindruck, das rein Literarische habe im Fokus gestanden in einer den inhaltlichen Rahmen innerhalb einer diskutierten Bandbreite verarbeitenden Palette, so dürfte indessen das Musikalische, das sich nicht nur auf schriftlich Transkribiertes berief und weit weniger den Weg zum Drucker fand, einen ebenso hohen Stellenwert eingenommen haben. Und hierher gehört der anfangs gut 20jährige Caccini, zunächst primär als Praktiker eingebunden in eine Gruppe gleichinteressierter, gleichgewandter und nicht zuletzt konkurrierender Kollegen. Wobei die Einbindung nicht notwendigerweise mehr oder weniger vollständige Integration bedeutete und ein durchaus nicht mit feiner Klinge geführter Futterneid herrschen konnte. Deshalb galt es, durch die Kombination von Anhänglichkeit an die Förderer und eines sich Exponierens, durch die Anstrengungen, im Gespräch zu bleiben, durch instrumentale theoriesatte und /oder Vortrags-Fähigkeiten oder durch eigenständige Eigentümlichkeiten sich hervorzuheben.

Caccini dürfte die gesamte „Klavatur“ beherrscht haben: Sie basierte auf der hohen Qualität seines Gesangs, ging über die gerühmte Eigen-Begleitung mit Zupfinstrumenten (Gambe, Lauten und Chitarrone) und ging bis zum Ausbau seiner individuellen Stellung kraft seiner Familie. Mit einer Sängerin als erster und einer musikalisch begabten zweiten Frau verheiratet, erbten die Kinder, ein Sohn und drei Töchter, die hohen Begabungen. Mit Eifer, Unbefangenheit und zusätzlicher gleichsam interner Ausbildung baute er eine Gruppe auf, die auch im Erfolg heutzutage wohl mit der Trapp-Familie vergleichbar wäre. Vor allem die überdies schöne Francesca trat bereits 1587 als Gesangssolistin in des Vaters Oper «L'Euridice» (vor Monteverdis «Orfeo» herausgebracht und hier mit gutem Ende ausgestattet) auf; sie vor allem übernahm Papas Fertigkeiten und erhielt dank ihres Wirkens den würdigen Übernamen «la Cecchina». Die Anwesenheit von Giulios jüngerem Bruder in der Stadt als geschätzter Bildhauer rundete das Erscheinungsbild der Sippe zusätzlich ab.

Kommen wir mit Blick auf das spezifisch Musikalische noch einmal auf Monteverdi zurück. In Florenz und damit bei Caccini bestand ein unterschiedlicher Zugang: Denn es blieb der literarische Text als Hauptmotor im Vordergrund, weshalb es ganz wesentlich um dessen gleichsam wörtliche Wiedergabe ging. Konsequent betonte der Vortrag den eigentlichen (Sprech-)Gesang als «Melo-



dramma». Er stützte sich, kaum zuletzt der besseren Wortverständlichkeit wegen, auf eine Stimme allein. Darin entstand ein Gegengewicht zum jahrzehntelang vorherrschenden polyphonen Madrigal, das Monteverdi zeitgleich zur gewollt das Dramatische ausspielenden Spätblüte brachte dank mittragender mehrerer Soloinstrumente und der gerne geübten Möglichkeit mehrerer Singstimmen. Aus diesem Gegenüber erklärt sich die sich nunmehr für das «Florentiner» Andersartige gewählte Typenbezeichnung der Monodie. Gleichwohl bedeutete dies nicht einen einstimmigen Vortrag allein. Eine fast zwingende Notwendigkeit bestand in der, gerne mittels der dem menschlichen Organ nahen Laute, ausgeübten Begleitung durch ein Instrument. Sie wurde zum gemäß Caccini «ruhenden Bass» (oder zum «basso continuo», aus dem sich in direkter Linie der Generalbass entwickelte), in dem sich mangels exakter Vorformulierung zusätzlich zum Sänger das Können und der Geschmack des Begleiters zeigte. Durch mehrfache Zusammenstellung einzelner Stücke entstand eine die Oper auf ihre Weise anstoßende Arienfolge. Allerdings mochte die Aufführung in einer etwas monotonen und dadurch wohl etwas trivialen Darbietung enden. Vor diesem Hintergrund ergab sich der besondere, schwer zu kopierende, unverkennbare Nimbus Caccinis dank einer aus seinem (siehe oben) doppelten Vermögen resultierenden Kunstfertigkeit, die mit lebensvoller Geschicklichkeit eine (offenbar) vollendete, zumindest eine maßgebende Performance erbrachte – was somit seinen Rang erhöhte.

Auch wenn etliches aus Caccinis Feder nicht erhalten ist, so existieren immerhin zwei zeitgenössische Druckwerke und einige Autographen in der Florentiner Nationalbibliothek. Sein rasch populäres *Amarilli mia bella* wanderte sogar in den nördlichen Kontinent, wo man es mehrfach vertonte. (Demgegenüber bleibt, fast kriminologisch, die Autorschaft des heute weit bekannteren *Ave Marias* fragwürdig.) Das weit gestreute Renommee Caccinis führte nicht zuletzt zu einem zweijährigen Frankreich-Aufenthalt – mit Familie! – am Hof von Henri IV. in Paris. Dort half er seiner, weitgehend unbekanntem, also neuen musikalischen Form und Aufführungspraxis zu einem Durchbruch, der jahrzehntelang anhielt.

Diese entwicklungsgeschichtliche Größe und diese ein breites Echo – bis, erneut, seit Mitte des 20. Jh. – gewinnende Bedeutung hebt Caccini sicherlich aus dem Florentiner Kreis heraus (in dem etwa ein Jacopo Peri wesentlich nur den einschlägigen Historikern bekannt ist).

Hinter solchem dauerhaftem Erfolg stehen zudem seine nachlesbaren grundsätzlichen, aus der Erfahrung geborenen Überlegungen, die er in den *Nuove (!) musiche* 1601/02 und der *Nuova maniera di scrivere* 1614 niederlegte und mit

zahlreichen eigenen Kompositionen und Vortragshinweisen erläuterte. Caccini betont, es ginge nicht nur um das philologisch richtige Wort, sondern, weit mehr, um die Weckung des Textsinns. Der dadurch gewonnene lyrische Wert einer «harmonischen Rede» bedarf der gesteigerten gesanglichen Interpretation. Sie führt folgerichtig im über das eigentliche Rezitieren hinausgehenden Vortrag zu einer freieren ausdrucksstarken (etwa auch Dissonanzen akzeptierenden) «Diktion» und, dank minutiös ausgearbeiteter ornamentaler Figuration, zu einer hohen Dynamik, zu einem Stil, der zugleich auf einer hervorragenden Gesangstechnik beruht – und durch das Gleichmaß der eine Basis bildenden Begleitung erst seine volle Wirkungskraft entfaltet.

*Martin Stankowski*

## **Johann Carl Gottfried Loewe (1796 – 1869)**

Johann Carl Gottfried Loewe zum 150sten Todestag am 20. April 2019

«Prinz Eugen der edle Ritter, wollt dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Belgerad, er ließ schlagen eine Brucken, daß man kunnt hinüber rucken, mit dr' Armee wohl vor die Stadt ...» Wer kannte früher nicht die dazugehörnde Melodie, eingängig im Vorwärtstreben und markant im Klangablauf? Ein österreichisches Memento, Evokation der der Leistungen des habsburgischen Feldherrn bis hin zur Chance eines «Wir-Gefühls». Und doch nicht allein ein Austriazismus, sondern wahrhaft breitenwirksam im Rahmen einer Entstehungsgeschichte (nach Freiligrath) von einem Norddeutschen aufgegriffen und zielsicher verwertet (op. 92 1844). Zu diesem passt inhaltlich schon eher die ebenfalls sehr bekannte und ebenfalls singbare Story, wie der beim Vorbereiten der Vogeljagd (angeblich) überraschte Heinrich (I.) die Wahl zum König der Deutschen erfährt (op. 56.1 1836). Besonders eindringlich ist dabei die Schilderung in einer Art von «Tonmalerei» (wie das in der Literatur genannt wird), sei es in der Beschreibung des Feldlagers einerseits oder der berittenen Wahlordnung andererseits.

Südlich Magdeburgs im ausgehenden 18. Jahrhundert geboren, orientiert sich sein Leben in den norddeutschen Raum. Bereits früh als guter Sänger aufgefallen, der sich zudem selbst am Klavier begleiten konnte, bekam er noch in jungen Jahren vom westfälischen König Jérôme einen «Jahressold» (wie er das in seiner Autobiographie nennt) für Auftritte in Köthen. Nach dem Ende

der napoleonischen Ära und einem Intermezzo mit Studium der reformierten Theologie in Halle, wo er gleichwohl als Tenor auffiel, wandte er sich definitiv der Musik zu und lernte vor allem bei Carl Friedrich Zelter, dem Freund und Informant Goethes, in Berlin. Loewes op. 1 (1824) vertont denn unter anderem dessen «Erlkönig» (offenbar in Unkenntnis des gleichnamigen Stücks des zwei Monate jüngeren Schubert 1815). Sein Mentor Zelter ist namentlich tätig im Gesangsbereich, die Gründung der Liedertafel 1809 wird (parallel zum Wirken Hans Georg Nägelis in Zürich) vorbildlich für zahlreiche folgende bürgerliche Gesangsvereine. Gerade diese «Schiene» prägt Loewe offensichtlich in hohem Maß bis hin zur eigenen Gründung eines «Pommerschen Chorverbands».

Nein, man kann Loewe natürlich nicht auf Lieder einschränken, zu breit ist seine über 40jährige Arbeit als Organist, Kantor und städtischer Musikdirektor also auch Dirigent in Stettin. Er schreibt allein 17 Oratorien und 6 Opern, Kantaten, Chorgesänge, 2 Symphonien, Kammer- und Klaviermusik, darunter 2 Konzerte mit der schönen Española im zweiten. (Dazu eine Anmerkung en parenthèse: Ausgerechnet aus der Feder von Anton Webern stammen einige Instrumentationen von Loewes Werken, womöglich aufgrund einer gewissen Verbundenheit während seines Kapellmeister-Intermezzos in Stettin 1912.)

Und doch wird Loewe weit herum als Liedkomponist (bei etwa 500 Nummern auch nicht sehr erstaunlich) bekannt, ausdrücklich mit seinen zahlreichen Balladen (eben bereits seit seinem opus 1). Die Rezeption ist recht gespalten: Der Ablehnung wegen zu phrasenlosen Tons und eines schlichten Hausmusikgenres stehen apologetische Äußerungen bis hin zum «Schubert des Nordens» – was immerhin eine zweite Annäherung an Österreich ermöglichte – gegenüber. Zweifellos ist auch seine preußische Verwurzelung (was ihm gar das Epitheton eines «Hohenzollernkomponisten» eintrug) zumindest da und dort ein einschränkender Faktor für die positive Wahrnehmung: die jedoch an seinem Renommee als Meister der Balladen nicht entscheidend zu rütteln vermochte. Obwohl er nicht als die erste Kapazität dieser Gattung gelten kann, die vor allem der Stuttgarter Johann Rudolf Zumsteg (seit Jugend Freund Schillers) in einer Art Durchbruch in der dramatischen Auslegung und musikalischen Situationsschilderung prägte; an dieses Vorbild schloss durchaus auch Loewe (wie der «späte» Schubert) an.

Versuchen wir also das Genre in der Leistung Loewes etwas genauer zu fassen. Balladen wollen eine gewisse Dramatik des Geschehens widerspiegeln, der lyrische Charakter verliert sich also. Der Ausdruck orientiert sich stark auf das

in Wort gefasste Geschehen, das in Motivik und Harmonik gleichsam musikalisch umgesetzt wird. Auf diese Weise entstehen bildhafte Szenen, die Loewe eindringlich zu gestalten weiß: Er legt, und darin lag wohl die breiten Schichten zugängliche «einfache» Nachvollziehbarkeit, Wert auf eine – etwa durch klar erkennbare Taktfolge, motivische Zuordnungen und strophenartige Abfolgen – direkte, unmittelbar wirkende Aussage: nicht zu verwechseln mit einem eigentlichen, wenn auch künstlerisch bearbeiteten Volkston (dem sich andere Zeitgenossen wie der 20 Jahre jüngere, ebenfalls in Preußen [Halle] wirkende Robert Franz widmeten). Nicht die Wortvertonung steht also im Vordergrund, sondern die Vergegenwärtigung des durch die zugrunde liegende Dichtung angesprochenen Atmosphärischen, bei dem die musikalische Gestaltung gleichsam die unerlässliche Erklärung liefert: Mithilfe der Methode, durch den musikalischen Charakter auf die jeweiligen Personen, Szenerien und Handlungsabläufe einzugehen, bildet Loewe ein eigentliches, «einleuchtendes» Stimmungsbild aus und eine weit mehr als nur ergänzende Unterstützung des Textes. Das gilt, um auf den «Prinzen Eugen» zurückzukommen, gleich zu Beginn für die Bühne des Biwaks («Zelte, Posten, Wer-da-Rufer, lust'ge Nacht am Donauufer»). Sicher wird Schuberts grandiose Parität von Stimme und Klavierpart wie ebenfalls das von Schumann stark gewichtete Textganze nicht erreicht, aber zum einen liegt Loewes Leistung in der szenischen Charakterisierung von Personen, Szenerien und Handlungsabläufen, zum anderen in der leicht fasslichen, eingängigen musikalischen Führung nicht zuletzt der Solostimme («Kantabilität»), die gemeinsam mit der harmonischen Klavierbegleitung das Stück zu einem verdichteten Wirken kommen lässt. Kein Wunder, führte er eben die Ballade auch dank einem breiten Themenspektrum seiner Vertonungen von Historischem (Tom der Reimer) über dramatische Ereignisse (Archibald Douglas), Genreevokationen (Die Uhr) bis zu Märchen und Sagen (Die Heinzelmännchen), das zum Teil gewichtigen Textvorlagen (etwa von Goethe, Uhland, Fontane) nicht ausspart, zu einer breiten Popularität – und, setzt man sich nicht auf den Elitestuhl, in vielen Fällen (siehe eingangs) dank einer sozusagen maßgeschneiderten Vortragskultur durchaus gut und gerne noch heute hörbar! Und es wird deutlich: Der Erfolg – nicht nur seiner zahlreichen Konzertreisen, 1844 auch nach Wien – gab ihm nicht von ungefähr Recht.

*Martin Stankowski*

# Rezensionen

Neu erschienene Bücher von Mitgliedern wurden im Kolleginnen- und Kollegenkreis besprochen. Sowohl Bücher als auch Besprechungen, die zu spät eingetroffen sind, konnten leider in dieser Ausgabe nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Beiträge sind alphabetisch gereiht und in der jeweils individuellen Rechtschreibung der Rezensentinnen und Rezensenten verfasst.

**Thomas Aiginger**

## **Ausnahmestand**

Roman.

Braumüller, Wien 2018, 223 Seiten

ISBN 978-3-99200-207-8

Was wäre, wenn Außerirdische heute mit der Menschheit Kontakt aufnehmen – dazu noch in Form eines Faxes? Womit Orson Welles 1938 bei einer Radiolesung von H.G. Wells *Krieg der Welten* eine Panik auslöste, wird in Aingingers Buch Wirklichkeit. Und dabei ist es so gar nicht der Science-Fiction-Roman, den man zunächst erwarten würde. Nicht nur in dieser Hinsicht schafft es Aiginger, seine Leser immer wieder zu überraschen.

Auf erfrischende Weise wird in *Ausnahmestand* mit Klischees aufgeräumt. So ist die junge Dame, die eine der Hauptfiguren in der Disco kennenlernt, kein blondes Model, sondern ein Schwergewicht. Wir erleben Beates Fühlen und Denken in ihrer Affäre mit Pierre, an dem sie entschieden mehr hängt als er an ihr, auf nachvollziehbare Weise mit – jenseits aller amerikanischen Seifenoperperfektion.

Dieser Handlungsstrang wird mit der Beziehung von Daniel und Vera verflochten. Bald wird klar, dass die beiden Umweltaktivisten mehr als der Rest der Menschheit über die Außerirdischen und ihre düsteren Prophezeiungen von einer Klimakatastrophe wissen. Besonders Veras Zwiespalt zwischen ihrem risikoreichen Kampf für eine bessere Welt und dem Wunsch, mit Daniel eine Familie zu gründen, ist überzeugend gezeichnet. Gelegentlich gleiten die romantischen Szenen ins Sentimentale ab, doch der Autor fängt sich hier eben-

so wieder wie bei den leicht moralisierenden Passagen des Buches. Es ist eine Herausforderung, ein Bewusstsein für die Konsequenzen des Klimawandels zu schaffen, ohne ins Predigen zu geraten. Aiginger bewältigt das, indem er ein dringendes, oft ignoriertes Problem der westlichen Gesellschaft mit einer den Leser packenden Geschichte verbindet. Er fügt einzelne menschliche Schicksale in globale wirtschaftliche und politische Zusammenhänge ein, wodurch diese leichter fassbar und verständlicher werden. *Ausnahmezustand* ist ein durch und durch zeitgemäßes Werk zu einem gefährlichen Thema, das gerade diejenigen, die beim Wort „Klimawandel“ schon die Augen verdrehen, zu Hand nehmen sollten – um eine neue Sicht auf diese Frage zu bekommen.

Max Haberich

**Mária Bátorová**

## Mitte

Übersetzung aus dem Slowakischen von Peter Krüger

Pilum LiteraturVerlag, Strasshof 2018, 328 Seiten

ISBN 978-3-902960-73-3

Das Original erschien bereits vor einigen Jahren; die Autorin bekam dafür den Slowakischen Buchpreis «Bibliotheka 2010». Ein voraussichtlich mitwirkender Grund lag wohl in der Aufarbeitung der politischen «Wende», wobei sowohl das Ende der kommunistischen Ära 1989 wie auch das Selbständigwerden der Slowakei 1993 thematisiert wird. Die Abgrenzung zur tschechischen und damit das Besondere der slowakischen Entwicklung spielt eine wichtige Rolle.

Frau Bátorová lehrt(e) an verschiedenen europäischen Universitäten Literaturwissenschaft. Auch wenn nur auf dem rückwärtigen Cover als «Roman» bezeichnet, sind zweifellos wesentliche Elemente enthalten, insbesondere eine breiter angelegte thematische und figurale Darstellung. Es treten zahlreiche Personen auf; das Buch beginnend und – nach etwa dem Verlauf eines (nicht genauer angegebenen) Jahrs – nahezu endend mit einer breiten sachlich-rationalen Diskussion über die Themen der Zeit in einem Pressburger Villengarten. Auf diese Weise können verschiedene Sichtweisen über die Voten der Gesprächsteilnehmer vorgestellt werden. Deren Mehrzahl erscheint, auch in der Folge, allerdings nur bedingt als umfassende Individualität. Indem sie zwar miteinander kommunizieren, aber kein eigentlicher Austausch stattfindet, wirken sie – was

heißt: namentlich die Männer – als Typen, genauer: als buchstäbliche Verkörperung bestimmter Haltungen. Die vielleicht notgedrungen ein wenig klischeehaft anmuten, denn sie gehören in *diese Bratislaver intellektuelle Unlockerheit, Verpupptheit* (301). Das sicher gewollte Nebeneinander dürfte damit, ungeachtet des sozialen Ausschnitts, eine Stellungnahme der Autorin, eine (so vom Leser verstandene) bewertende Aussage zur generellen gesellschaftlichen Situation der Slowakei im Allgemeinen und der Hauptstadt im Besonderen darstellen.

Stärker, wenn auch erst nach und nach kontinuierlicher und damit mehr und mehr ins Zentrum gerückt, arbeitet Frau Bátorová die Eigenarten zweier Frauen und Männer heraus, die in wechselseitiger Beziehung zueinander stehen: Großmutter (Barbara) und Enkelin (Helga) sowie der zeitweise Geliebte der beiden Frauen (Arnold) und der nachmalige Ehemann der jungen Frau (Martin). Es fällt auf, dass in dieser enger beleuchteten Doppelgruppe die mittlere Generation fehlt bzw. auf angegliederte Familienmitglieder reduziert und somit nur punktuell greifbar bleibt. Ebenso beschränkt sich der berufliche Arbeitsalltag der Gruppe weitgehend auf eine wissenschaftlich-akademische (bei dreien) und eine künstlerische Welt (Arnold). Die beiden jungen Menschen stehen im Unterschied zu den alten noch nicht ganz im gesellschaftlichen Leben verankert, der eine als relativer Neankömmling (aus dem Sudetenland stammend, mit früherer Lebensgrundlage in Hamburg) aufgrund eines Rufs an die hiesige Universität, die andere durch die Suche nach einem betont eigenständigen Weg. Die Charakterisierung namentlich der beiden Frauen erfolgt vor allem durch dialogische Überlegungen und ihr daraus resultierendes Handeln; innere Entwicklungen nachzuvollziehen bleibt primär Aufgabe der Lesenden, damit deren Anteilnahme fördernd.

Stellt sich also die Frage, worin der Titel «Mitte» wahrhaft begründet sei, was eigentlich erst im letzten Drittel recht nachvollziehbar wird. Mitte schließt zwei miteinander korrespondierende Ebenen ein:

- Da ist zum einen die Kennzeichnung der slowakischen Position als Staat im Zentrum Europas, *denn dieses Land ist doch seit jeher eine Kreuzung* (316). Gleichwohl stellt sich, was nach einem dringlichen Appell klingt, nach wie vor die Aufgabe zu *rekonstruieren, wie das slowakische Denken, Erfindungen etc. zum Weltwissen beigetragen haben* (313). (Die ungarische Seite der Ortsgeschichte bleibt allerdings ausgeklammert.) Es ist aber ebenso ein Land, in dem die – noch – bestimmenden Generationen im «neuen» postkommunistischen Leben im Vorherigen verhaftet bleiben. Aufschlussreich, sogar in-

haltlich spannend wirken deshalb die Hinweise auf die vielen bleibenden Restanzen aus der Zeit vor 1989. Das gilt insbesondere für die entstehenden Institutionen und die dadurch gegebenen Möglichkeiten der Manipulation: *Dieses Lagerdenken ist doch ein Überbleibsel des Sozialismus. (...), dass die Menschen von einem Totalitarismus zum anderen übergegangen sind* (225/243), speziell beleuchtet an verschiedenen Bereichen, namentlich Journalismus (226), Kunst (213) und besonders ausführlich Geschichtswissenschaft (passim). Die ebenso nüchterne wie alarmierende Folgerung: *Diejenigen, die damals paktierten, paktieren auch jetzt, diejenigen, die damals außen vor waren, sind es auch jetzt* (218).

- Da ist zum anderen der Werdegang vor allem von Großmutter und Enkelin. Erstere, energiereich bis zum Lebensende, forsch in ihrer Nachdenklichkeit, erfahren in ihrer Sensibilität, schafft es, eine reelle Verbindung zwischen dem von früher mitgenommenen Idealismus – wobei gilt: *Rational sind uns die Dinge klar, aber diese plötzlichen emotionalen Aufwallungen, die sind das Trauma dieser Jahre* (261), ein Satz, der in der Erkenntnis der früher praktizierten «inneren Emigration» wurzelt – und der aufgrund der Vergangenheit ambivalenten Realität herzustellen. Sie beeinflusst mit ihrer Authentizität – *Nur das, was wir aus uns selbst gewinnen, kann uns Halt geben, nicht das, was außen ist, damit identifizieren wir uns nicht* (219) – Helga in ihren Anlagen entscheidend. Diese, zunächst zwischen Polen wechselnd (etwa zwischen Konversion zum Katholizismus und wilden Liebensnächten) gewinnt mehr und mehr einen Halt, der tief in ihrer zunehmend überlegten Einschätzung – *Denken und Reflexion sind das einzige, was den Menschen ausmacht* (216) – wurzelt: Sie entscheidet sich für den gleichaltrigen Mann aus dem gleichen Milieu und wirkt, gerade trotz herber Anfeindungen, in der Verteidigung ihrer Dissertation *eigenwillig und frei* (245). Im Versuch, *die geistige Welt zu verstehen, wobei konventionelle Dinge ihre wahre Gestalt annehmen, echt zu sein schienen* (252), offenbart sie ihre *Suche nach einer Art Mitte* und wird als *ein Mittelpunkt* für ihre Mitmenschen eine würdige Nachfolgerin ihrer Großmutter (296/97).

In dieser intensiven, generationenübergreifenden, zweifachen Ausrichtung eines «In die Mitte finden, aus ihr leben» spiegelt sich wohl insbesondere und beeindruckend die Autorin selbst.

Im Unterschied zu der intensiven Führung von Großmutter und Enkelin entsteht alles in allem beim Lesen weniger ein vielschichtiges als ein vielfältiges Tableau. Dessen an sich mannigfache Farben indes trübt der auktoriale Gestus der



Autorin, der eine gewisse akademische Attitüde nicht ganz hintanstellen kann. Zahlreiche Passagen lesen sich ein wenig wie analytisch exemplifizierende Erklärungen, die selbst in den Reflexionspartien deklarieren (etwa: *Nicht die Kraft aus sich heraus, dies wäre zu erschöpfend und doch unsinnig, denn die Kräfte der Menschen haben ihre Grenze ...* [238]). Überdies gibt es ausführliche thematische Untersuchungen, insbesondere eine als Vortrag Barbaras vorgestellte Abhandlung zu den Wurzeln der Gegenwart in der kommunistischen Vergangenheit (182 bis 206). Grundsätzlich stellt Frau Bátorová darüber hinaus mehrfach ausgeprägt die Rolle von Literaten vor, sicherlich gemäß ihren eigenen einschlägigen (und offenbar durchaus wichtigen) Forschungen. Somit gilt: In weiten Partien wird anhand der fiktiven Personen über Historie und Gegenwart berichtet, generell erklären sich die Figuren kaum bzw. werden vielmehr erklärt. Darin liegt ein Verlust emotionaler Lebendigkeit: man nimmt letztlich – mit der genannten Ausnahme der beiden Frauen – relativ geringfügig persönlichen Anteil, selbst das innere Geschehen kann oft wie eine beschreibende Darstellung wirken, wie von außen geschildert wirken, was das Atmosphärische erheblich zurücknimmt.

Der Rezensent ist sich allerdings bewusst, dass er diese Bewertung aus dem übersetzten Text zieht (und nur dieser war auch zu beurteilen). Es blieb ihm beim Lesen stets im Hinterkopf die Frage: Was gibt das Original wirklich her? Fehlt durch die Übertragung das Einfühlsame, das ja gerade Sprache vermitteln könnte? Ein solches Mitempfindendes mag über Andeutungen gehen, die in dem vorliegenden Text eben nicht «herüberkommen»; man staunt somit über wenige nur ganz punktuell, weil unmissverständlich dargebotene assoziative Bilder (wie der Vergleich mit dem Dasein in einer Arena, über der Peitschen knallen [240]), und liest fasziniert ein eingeschobenes Gedicht (282). Der Verdacht entsteht also, dass wesentliche literarische Qualitäten nur spärlich zum Zug kommen. Er beginnt bei nicht ganz passenden recht schlichten Ausdrucksweisen oder fragwürdigen Wortbildungen (bereits im Vorwort: ein Mensch «lebt seine Sequenz»), geht über eine immer wieder festzustellende zweifelhafte Zuordnung der «deutschen» Pronomen (gedrängt 226-231) bis zur fast ausnahmslosen Eindeutschung der Vornamen, die das an sich gewollte Eintauchen in das «Innere des Lands» erschweren. Hinzu kommen Lektoratsschwächen wie die ständige Verwechslung von «sie» und «Sie» selbst in ein und demselben Satz, zahlreich fehlende Kommata und der Umbruch, in dem ständig gerade in den Dialogen unnötige und sogar sinttrennende Freizeilen eingeschoben werden oder, umgekehrt, das Vortragsthema allein fett abdruckt erscheint. Und das endet bei dem *Cover-Bild*, das eine Grafik ist, welche, das sei ausdrücklich angemerkt, in ver-

schieden farbigen Kreissegmenten um ein aus dem Zentrum gerücktes schwarzes Rund mit dem Titel eine anschauliche interpretative Einführung in den Ansatz des Textes bietet.

Es bleibt somit schlussendlich ein ambivalentes Fazit zurück: Bei aller Freude über, gesamthaft gesehen, eine gelungene romanhafte Einführung in eine gut nachvollziehbare komplexe Gesellschaftssituation bleibt doch ein «Schade» zurück.

*Martin Stankowski*

**Bernhard C. Bünker**

## **Wos ibableibt**

**Dialektgedichte**

Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt / Celovec 2018, 280 Seiten

ISBN 978-3-7084-0620-6

Bernhard C. Bünker lebte von 1948-2010. Aus Anlass des 70. Geburtstags haben seine Freunde Axel Karner und Manfred Chobot diese Gedichtsammlung herausgegeben. Bernhard C. Bünker war einer der bedeutendsten Erneuerer der Dialektdichtung. Er war in der 68er-Bewegung engagiert und wehrte sich gegen die sogenannten Heimatdichter und ihre damals übliche nationalistische Blut- und Bodendichtung sowie gegen die seinerzeit vorherrschende Wald- und Wiesenpoesie.

Bernhard C. Bünker drückte sich auf andere Art aus, davon zeugen seine poetischen bildhaften Formulierungen und der kritische Umgang mit seiner Heimat. Der Autor lässt den Leser tief in seine Seele blicken. Gefühle wie verlorene Liebe, Einsamkeit und Traurigkeit sind oftmals Themen, die seine Gedichte behandeln.

„Getonzt /Lei amol z’vül gedraht /homma uns beim Tramplan“/ S 131. Warum kann ich das so gut nachvollziehen? Beim Lesen des Textes stelle ich fest, ich fliege mit! (Tramplan = Polka franz.)

Viele Gedichte, vor allem seine Liebesgedichte, berichten von einer großen Melancholie und sind auch oft mit „Bluus“ betitelt: „Sauköltn Bluus“ S 136, „Wean-Währing Bluus“ S 172, „Diandl, Diandl Bluus“ S 202, vertont wurden sie von Gottfried David Gfrerer und Mc Kinley-Morganfield.

Bünker war ein politischer Mensch, er agierte radikal und konsequent. Seit 2000 trat er nicht mehr auf, verbot den Druck und die Publikation seiner Werke und verfügte, dass seine Texte im ORF Kärnten nicht mehr gelesen werden dürfen, weil er den Sozialabbau und die Bildungs- und Kulturfeindlichkeit der Kärntner Regierung verurteilte.

Bernhard C. Bünker zog nach der Matura zum Studium nach Wien, aber es blieb eine große Sehnsucht nach seiner Kärntner Heimat. Ich denke, er konnte sich in Wien gar nicht wohl fühlen. „Derwegn sog i/z’haus/ oba nia man i/ daham...“ S 180.

Sein Kärnten wurde ihm auch fremd, da es an die Touristen ausverkauft wurde, wie er schreibt. Auf Seite 171 ist zu lesen: „Ollewal a Fremda geliebnt“ ist er in seiner Heimat Kärnten und ebenso in Wien. „Meinagottena mia geats so dreckig/Wean Währing i holt di nit aus“ ist auf Seite 172 abgedruckt.

Bernhard C. Bünker schreibt oft vom großen Abschiednehmen und zelebriert geradezu das Verlassen-Werden, zum Beispiel den Verlust einer großen Liebe. Er beschreibt seine Einsamkeit, dass es mich als Leser auch körperlich schmerzt. Eine tiefe Traurigkeit ist in diesen Texten zu finden. Bernhard C. Bünker hatte als überaus empfindsamer Mensch sicher kein leichtes Leben.

Sein Gedicht: „In mia drin“ hat den Schluss: „In mia drin/ is a Friedhof/ mit mein offanen Grob/ fia an ondan/ an Fremdn/dea i sölba bin...“ Seite 259.

Bünker gründete den Verein Österreichische DialektautorInnen und -archive (ÖDA), dessen erster Präsident er war. Auch die Zeitschrift Morgenschtean wurde auf Betreiben von Bernhard C. Bünker installiert. Er war Mitinitiator des IDI (Internationales Dialektinstitut) und versuchte die kritische Dialektliteratur gemeinsam mit befreundeten Dichtern, wie Hans Haid und Manfred Chobot, auch international zu vernetzen.

„Danke, Bernhard C. Bünker, dass du im Dialekt geschrieben hast!“ Das möchte ich dir als LiebhaberIn dieses Genres sagen. „Mitgerissen von deiner intensiven Sprache kann ich dein Leben verstehen, kann dein Leid und deine Liebe nachvollziehen. Deine Gedanken“, um nochmals mit den Worten von Bernhard C. Bünker zu sprechen, ... „san ma tiafa ins Heaz einigfoln“ (S121).

Insgesamt wurden 14 Bücher von Bernhard C. Bünker publiziert.

*Christine Tippelreiter*

Gerhard Blaboll

## Das kuhäugige Kamel

Geschichte(n) aus der Levante

Edition pen Band 95, Löcker-Verlag, Wien 2018, 284 Seiten

ISBN 978-3-85409-853-9

*Das kuhäugige Kamel*, ein besonderes Kompliment, für das man von einer Jordanierin einen Kuß bekommen würde, umfasst 23 Kapitel, 21 Erzählungen, einen Brief und den Epilog. Es ist ein Reisetagebuch der besonderen Art, das in einer Art Zeitreise von unserer Gegenwart in eine Vergangenheit führt, die bis ins Jahr 4800 vor Christus zurückreicht, ein liebevoller Kulturführer in Geschichten, die erzählen, was mit „offenem Herzen“ wie Nadja Maleh im Vorwort schreibt vom Reisenden erschaut und gehört, gedacht und empfunden worden ist.

Gerhard Blaboll, Schriftsteller, Kabarettist Radiomoderator, Ex- Manager, Jurist, Betriebswirt, hat Jordanien mehrmals bereist und kennt die Geschichte, die Kulturgeschichte des Landes ebenso wie unsere Gegenwart sehr gut.

Sein Reisebericht beginnt in Amann, wo er auf der Suche nach Geschichten in einem Kaffeehaus dessen Besitzer names Qais kennenlernt, der einmal Märchenerzähler, später Fremdenführer war und in Wien eine einige Zeit eine kleine Pizzeria führte. Die beiden Männer verbringen Wasserpfeife rauchend und Kaffee trinkend eine ganze Nacht miteinander und Qais erzählt.

Es ist wohl so, daß man ein Land und die Menschen, die in ihm wohnen, besser verstehen lernt, wenn man ihre Geschichten kennt. Geschichte wird lebendig in Geschichten, was der Autor, der auch Geschichte studiert hat, sehr genau weiß. Es sind nicht die Geschichten, die Qais erzählt, es sind Gerhard Blabolls Geschichten. Mit leichter Hand verpackt er sein Wissen in Erzählungen, ohne den Leser merken zu lassen, wie viele Details weitergegeben werden über Grußformeln, Aussehen, soziale Verknüpfungen, historische Ereignisse. Ebenso leichthändig verpackt er seine Kritik, zeigt er die Wurzeln des Elends und Wahnsinns (das sind nicht Gerhard Blabolls Vokabel) im gesamten Raum von Israel, Syrien, Irak und Jordanien auf. Völlig ohne Polemik.

Wir begegnen Ashmada ungefähr 4800 Jahre vor Christus, Sir William, dem Vorsitzenden der Untersuchungskommission der Britischen Mandatsregierung, im Jahre 1936. Im Gespräch mit seinem Gast Professor Coupland wird die Wurzel der Konfrontation zwischen Palästinensern und Juden klar. Die Erzäh-

lung Noam beleuchtet die Schwierigkeit einer Liebe zwischen einem muslimischen Jordanier und einer jüdischen Israelin, sowie die Problematik von Wahlen und daß niemand an ihre Wirkung glaubt...

Bestechend an allen Texten ist neben dem immensen Wissen die Offenheit, Unvoreingenommenheit und Empathie, mit der Gerhard Blaboll erzählt. Allein dieser sich hinneigende Erzählton kritisiert – ohne mehr sagen zu müssen – gegenwärtige Politik, Stammtische und Schreibtische in höheren Etagen.

Am Ende des langen Gesprächs zwischen Qais und dem Autor, äußert der Kaffeehausbesitzer einen Wunsch. Der Gast möge einen Brief an Jordanien schreiben und an Qais senden. Dieser stellt quasi die 22. Geschichte dar und rundet die Texte ab. Der Brief ist dort, wo unter anderem der Bildungsgedanke kritisch hinterfragt wird – Reisen bildet! – wohl mehr an die Leser des Buches gerichtet als an Jordanien und stellt eine verhaltene Liebeserklärung an das Land dar.

Bleibt der Epilog. Wir begegnen Baschar, einem Flüchtling, der auf seine Abschiebung wartet und über die verrückte Zeit nachdenkt. Fast liebevoll im Ton rechnet der Text mit Europas Flüchtlingspolitik ab.

Im Anhang findet sich eine Zeittafel, die für den Raum Palästina, Jordanien, Israel wichtige Daten versammelt, und eine Landkarte.

*Marianne Gruber*

**Johannes Diethart**

## **Meine „vergessenen“ Wörter**

Österreichisches Literaturforum, Weißenkirchen / Wachau 2019, 114 Seiten  
ISBN 978-3-902760-16-6

Johannes Diethart haben wir (u.a.) schon einige exemplarische Aphorismen- als auch Prosabände zu verdanken, die Letzteren mit der ihm eigenen Brillanz verfasst, die es ihm gestattet, gerade durch einen satirischen Unterton, oder ein philosophisches Herangehen, die harten, treffsicheren Konturen seiner Aussagen – ohne Wirkungseinbuße – konzilient abzufedern.

Nun hat der Autor (Byzantinist und Altphilologe) einen Band verfasst, der vergessenen (bisweilen auch nur veraltenden) Wörtern gewidmet ist. Schon der

Titel („Meine ...“) offenbart, dass hier eine sehr persönliche Auswahl von „vergessenen“ Wörtern aus Wörterbüchern, Zeitungen und Zeitschriften von ehemals getroffen wurde und die Existenz oder Nichtexistenz dieser Wörter mit dem Blick in zeitgenössische Wörterbücher abgeglichen wurde – alles „unterfüttert“ mit Quellenangaben, Erläuterungen samt den höchst interessanten kulturgeschichtlichen „Einbettungen“. Doch nun endlich heran mit einigen trefflichen Beispielen:

Nein, einen *Silbenhenker* brauchen Sie nicht zu fürchten! Dieser ist nur (nach dem Grimmschen Wörterbuch) ein Bruder im Geiste vom *Silbenklauber* und *Haarspalter*.

Der *Schönfärber* ist ein Kind des ausklingenden Rokoko. Er tritt uns erstmals im „Hallischen patriotischen Wochenblatt“ 1799 entgegen und hat uns seit damals nicht mehr verlassen, er findet ja in unserem Laut- und Großsprechersäkulum sein fettes Mastfutter.

Ein *Pantschelino* (Adolf Bäuerle, 1822) wächst wie der *Pritschler* (1831) auf wundersame Weise „auf der Kellerstiege“.

Der *Haubstock* war ein Gegenstand zur Ablage von Perücken und wandelte sich (der menschliche Kopf als *bloßer* Ablageort!) zur Bezeichnung eines dummen Menschen, so auch bei Ferdinand Raimund.

Was aber kann ein *Hosenbomber* sein? Das lässt sich leicht und locker auf Lateinisch umschreiben: ein „sonus“ oder „crepitus“.

Sie sehen: Ein Buch, das jedem sprachlich Interessierten – und erst recht jeder Autorin / jedem Autor – zur ermunternden Unterhaltung, aber auch zur Orientierung an der sprachschöpferischen, wortgewaltigen Kraft zurückliegender Epochen dienen kann: Denn ist nicht gerade die sprachschöpferische Potenz in der aktuellen Zeit erlahmt?!

Wir haben Johannes Diethart für diese erfreulich-erfrischende Publikation sehr zu danken als auch für all die zeitaufwendige Knochenarbeit, die er dafür geleistet hat. (Johannes Diethart ist über das „Internet“ zu finden. *Buchbestellungen* über [office@johannes-diethart.at](mailto:office@johannes-diethart.at))

Gottfried Pixner

**Wolfgang Fels**

## **Des Mondes Silber hellt die Nacht**

Lyrik 2013-2018

Verlag Innsalz, Munderfing 2018, 191 Seiten

ISBN 978-3-903154-83-4

Der Autor Dr. med. Wolfgang Fels, geb. 1942, war bis zu seiner Pensionierung als Allgemeinmediziner in Salzburg tätig. Erst spät begann er seine schriftstellerische Tätigkeit mit dem Lyrikband „Sinnig – Unsinniges“ im Pustet-Verlag (2010). Weitere Publikationen im Pustet-Verlag und in diversen Literaturzeitschriften folgten. Der gegenständliche Titel ist das dritte Werk des Autors im Verlag Innsalz. Das Lyrikwerk führt den Leser behutsam, aber mit starker Dichterhand durch das Reich der Lyrik. Der Rezensent, selbst ein Lyriker, fühlt sich auf der Reise durch 187 Gedichte glücklich, die Schönheit der Sprache, die Tiefsinnigkeit der Vergleiche und die Leuchtkraft der Silberscheibe des Mondes hervorzuheben. Die Verse des Dichters sind im Wortsinn modern, aber durchaus verständlich und drücken die Aussagekraft des Themas in kongenialer Weise aus.

Vom Inhalt her bemerkt der Rezensent eine pessimistische Grundeinstellung, die zu vielen Lyrismen Anstoß gibt, aber die Hoffnung als Motor der Lebensfreude zu kurz kommen lässt. Diese Feststellung ist jedoch subjektiv und verständlich, wenn man den Lebensweg des Autors auch nur annähernd nicht kennt. In diesem Sinn sei das Dreistrophengedicht „Wann kommt der Tag ...“ erwähnt (S. 171). Nihilistischer geht es wohl kaum. Dennoch ist das Gedicht voll tiefer Schönheit.

Die prachtvollen Fotografien von Manfred Schlederer hellen die dunkle Stimmung des Buches auf, sofern sie nicht selbst die Nacht und den Mond zum Gegenstand haben.

Alles in allem: für Lyrikfreunde ein schönes, wertvolles Buch. Ein wenig mehr Hoffnung wäre wünschenswert gewesen.

*Dr. Wolfgang Groiss*

Wolfgang Fels

# Der „hypokroatische“ Eid und andere Mysterien

Aus dem Praxisalltag eines Allgemeinmediziners

Verlag Innsalz, Munderfing 2018, 134 Seiten

ISBN 9-783903-154650

Wolfgang Fels ist nicht nur medizinisch, sondern seit langem auch literarisch rege. In seinem neuesten Band verbindet er diese beiden zentralen Interessensbereiche auf durch und durch unterhaltsame Weise. Wer kann besser über die unfreiwillig oder absichtlich komischen Vorfälle im Praxisalltag schreiben als der Arzt selbst? Wir müssen dankbar sein, dass Dr. Fels sich die Zeit genommen hat, seine gesammelten „Fälle“ festzuhalten und der Öffentlichkeit preiszugeben. Denn so wird auch die Welt von Krankheit und Medizin, die oft nur allzu ernst ist, auch für uns Patienten erträglicher.

Fels erklärt einige Pointen in zwei, drei zusätzlichen Zeilen, was nicht immer nötig gewesen wäre. In der ersten Hälfte ist ein elfseitiger Essay eingeschoben, der die Fragen von Migration und Assimilation behandelt und von den humoristischen Betrachtungen heraussticht. Hier hat der Autor das verständliche Bedürfnis empfunden, seine Meinung, basierend auf den Erfahrungen der täglichen Behandlung, kundzutun.

Davon abgesehen ist Fels mit dem *Hypokroatischen Eid* ein sehr kurzweiliges Werk gelungen, das bei uns Außenstehenden Verständnis für die Ärzte schafft, indem es zeigt, dass auch sie nur Menschen sind. Den Lesern werden Einblicke geboten, die sie als Patienten im Wartesaal oder Behandlungszimmer sonst nie erhalten würden. Jedem mit einem Interesse an der Medizin oder auch nur einem Bedürfnis zu Schmunzeln sei dieses Buch wärmstens empfohlen.

Max Haberich



**Maria Gornikiewicz**

## **Valerie und die Demenz**

Erzählung

Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra 2017, 126 Seiten

ISBN 978-3-99028-683-8

Maria Gornikiewicz ist es gelungen, mit ihrer Valerie Kirchheiser den Prototyp einer nicht mehr jungen, resoluten Favoritnerin zu kreieren, die nun bereits im vierten Buch rasionierend und philosophierend durchs Leben geht. Tapfer pflegt sie ihre diversen Leiden, aber auch genüsslich ihre Freundschaften. Waren es im ersten Band noch Mordgedanken, gespeist von Höllenlärm erzeugenden Halbstarcken (Mordet Valerie?), so wurde Valerie später ruhiger und versöhnlicher, vielleicht auch mit Hilfe des roten Heilands auf dem Kreuz, den sie oft besuchte (Valerie wird fromm).

Im aktuellen Band brütet sie sorgenvoll über der Demenz. Jeder ältere Mensch hat wohl schon daran gedacht, wenn sich ein Gegenstand, ein Name, eine Erinnerung partout nicht einstellen will. Traum und Wirklichkeit auseinanderzuhalten gelingt schon Kleinkindern schlecht, und dort bewegt sich Valerie anscheinend jetzt hin. Aber dement, NEIN, dement ist sie noch lange nicht. Sie hat auch kein Alkoholproblem, sie trinkt nur für ihr Leben gern ein Gläschen Rotwein, oder zwei, oder drei... und nach dem Genuss ihres Lieblingsweines hat sie dann Probleme, das Gleichgewicht zu halten und mit der Koordination ihrer Körperfunktionen zu Rande zu kommen. Jede Krankheit, von der sie hört, bezieht sie auf sich und verbringt daher viel Zeit in den Wartezimmern von Ärzten – der erwünschte Nebeneffekt sind nette neue Bekanntschaften.

Bei ihren Zusammenkünften mit Freundinnen wird auch darüber gesprochen, dass man in Favoriten, dem klassischen Arbeiter- und Einwanderer-Bezirk, kaum noch ein deutsches Wort hört. Das finden alle Damen traurig. Auch über Männer wird geredet, die in dieser Runde kaum leiblich anwesend sind. Allein leben ist nicht nur angenehm, manche sehnen sich nach einem Gefährten. Eine der Damen versucht es mit einem Hund, das bringt Haare, Schmutz und Unruhe in die Gemeinschaft. Ein Mann belebt jedoch schließlich den Damenzirkel, eine Friedhofs bekanntschaft, der Herr mit dem „Kulturrevier“.

Fühlt Valerie sich wohl, dann setzt sie sich an den Schreibtisch. Ihre Texte, alte und neue, legt sie dann überall in der Wohnung auf. Sie ist mit sich und so mancher Geschichte zufrieden. Doch dann verwirren sich die Blätter, sie

findet den roten Faden nicht mehr. Da ist es vielleicht gescheiter, ein Bad zu nehmen...

Ein Besuch des Familiengrabes am Zentralfriedhof fördert Interessantes eines Favoritner Frauenlebens zutage, wobei sich Valerie auch mit ihrer toten Mutter versöhnt.

Dieses Buch ist eine Satire mit Herz, Humor und Selbstironie, die man wärmstens empfehlen möchte, vor allem den Leserinnen, denn – wie mir ein Buchhändler versicherte – Lesen ist weiblich!

P.S. Liebe Valerie: „Glücklich ist, wer vergisst...“ ist aus der Fledermaus!

*Elfriede Bruckmeier*

**Christl Greller**

## **und fließt die zeit wie wasser wie wort**

Gedichte

edition lex liszt 12, Oberwart 2018, 112 Seiten

ISBN 978-3-99016-145-6

Schon im Buchtitel steckt als Schwerpunkt das Verrinnen und Wegschwemmen von Zeit, das Abschiednehmen und Sich-Abfinden-Müssen mit der Vergänglichkeit, das Beenden und Entgleiten. Die Titel der einzelnen Gedichte setzen das fort, ebenso wie einzelne Verszeilen: Das Ticken der Uhren, das Schwingen der Sensen, das Hufklicken der apokalyptische Reiter. Stimmen und Worte werden fremd, die Stunden unscharf, es berührt das Auffinden von Requisiten verstorbener nahestehend Gewesener. Man ängstigt sich vor einem Dasein ohne Schutzzonen, ohne Schreibhöhlen als Rückzugsorte, zwischen Flaschen, Gläsern und Kram (man denke an das walisische Dichtergenie Dylan Thomas, das gleichsam durch seine exzessive Alkoholsucht für eine Art systematische Selbstvernichtung sorgte).

Wirklichkeiten werden Gegenspiegel, artikuliert wird der Anblick der Gesichter einer ebenso vertrauten wie nicht vertrauten Stadt wie Wien im Zwölf-Monate-Verlauf.

Der Heimatstadt werden gegenübergestellt der pannonische Sommer, der Sumpf, der Schwamm als feuchtweiches Monster, die Schwertlilien, die Unru-

heinseln, die Störche Litauens, die Horizontsonne, die Zärtlichkeit der Zeitlupe und die Achtsamkeit bei der Stachelbeerernte.

Christl Greller schrieb vor ihrer Zuwendung zur Belletristik, zur „schönen“ Literatur für die internationale Werbebranche, also Marketing-Texte. Aber in knapp über zwanzig Jahren ist auch ein mengenmäßig beachtliches Œuvre entstanden, drei Bücher mit Erzählungen, ein Roman, sechs Lyrikbände, Anthologie-Beiträge, Aktivsein auf Lesereisen, im Hörfunk und im Internet kommen als Zuwaage dazu.

Ein Nachwort des Leiters der Wiener Zentralbücherei Rudolf Kraus und Illustrationen der in Kärnten geborenen Künstlerin Angelika Kaufmann, die auch Bücher von Friederike Mayröcker, Elfriede Gerstl und Julian Schutting mitgestaltet hat, ergänzen die Verstexte.

Christl Greller hat als Wahlburgenländerin den BEWAG-Literatur-Preis, als Mitglied des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes den Wilhelm Szabo Lyrikpreis und als Naturpoetin zweimal den Forum Land Literaturpreis erhalten. Der Literaturkreis Podium widmete Christl Greller zu einem runden Geburtstag einen Lyrik-Porträt-Band.

Bei der Rezension einer doch umfangreicheren Gedichtsammlung (mehr als 90 Gedichte) sollten auch stets beispielhaft zumindest ein bis zwei Textproben zitiert werden. Der Besprecher dieses Bandes hat sich für zwei bereits öffentlich vom Kultursender Ö1 hervorgehobene Gedichte entschieden.

2015 feierte Ö1 das 20-Jahr-Jubiläum der Sendung „Nachtbilder. Poesie und Musik“. Zu diesem Anlass wurden 20 Lyrikerinnen und Lyriker eingeladen, ein Gedicht vorzutragen. Christl Greller war mit „märz-herz“ dabei

märz-herz (Gedichtstext S. 21): noch immer der wind / schneidend über land,  
/ und knirschen streusandreste / unterm schritt. darüber aber / die vögel: / orchesterprobe, vielstimmiges stimmen. / die knospen platzbereit, / junge frau mit kinderwagen, und ist / der bach mit leuchtstift gezeichnet ins dürre gras, / darin wie üppige cup cakes / primelpolsterparade. / sonne auf meinem glück. / und schwenkt die weide tausend kätzchenfahnen / gegen die messer im wind.

2017 präsentierte Ö1 zusammen mit ORF-Teletext die Reihe „Schirm-Gedichte“, in der bekannte österreichische Lyrikerinnen und Lyriker auf dem Fernsehbildschirm ein Gedicht vorstellten. Bei der nachfolgenden Publikumswahl errang das Gedicht „fremdenzimmer“ von Christl Greller den 1. Platz.

fremdenzimmer (Gedichtstext S. 27): fremde zimmer, unvertraute hörbegleitung. / quillt / musik durch die wand, sehnsuchtstrunken, oder. / prasseln der wolkenbruchdusche / von nebenan, oder / ist die wand nur gips und dünn / hinter dem kopfteil des bettes, / und körper auf körper unter körper neben körper / gestöhnt geseufzt geschrien – / detailgenaue vorstellung, nachklang, oder. / hörst du schrittgeräusche, marschgesänge / gangentlang beim veteranentreffen, oder. / stille. / völlige stille. manchmal / entferntes wassergeräusch im wandrohr / und vertieft sie: / stille, / völlig ungewohnt.

Zum Abschluss allerbeste Gratulation zu diesem Opus.

*Alfred Warnes*

**Dietmar Grieser**

## **Was bleibt, ist die Liebe**

Von Beethovens Mutter bis Kafkas Braut

Amalthea Signum Verlag, Wien 2018, 272 Seiten

ISBN 978-3-99050-136-8

Der Kenner und Liebhaber der Grieserschen Bücher hat dieses Werk, welches ich rezensieren darf, thematisch letztlich erwartet. Dietmar Grieser legt in diesem „Hohelied der Liebe“ ein Bekenntnis zur größten Tugend des Menschen ab: Was bleibt, ist die Liebe! Das menschliche Streben nach Bleibendem findet in diesem Buchtitel seine optimistische Erfüllung.

In großen Schritten durchwandert der Autor die verschiedenen Themen der Liebe: von der Mutterliebe, wohl unser erstes Liebesgefühl überhaupt, über die Partnerliebe (unser tägliches „Beziehungsbrot“) zur unerschütterlichen Kinderliebe, von der Ersten Liebe zur Letzten Liebe, umspannend die Gefühle bedeutender Künstler und Denker. Von der „Liebe auf den ersten Blick“ bis hin zu allmählich gewachsenen Liebesbeziehungen spannt Dietmar Grieser in seiner bekannt wohlthuenden Sprache literarische Bögen zu Männerliebe, Eigenliebe, Verbotene Liebe, Liebeskult als Versuch, die Tiefe und Größe der Liebe über das biologische Ende hinaus zu verewigen. Auch der Tierliebe, der schon das Vorgängerbuch Griesers „Geliebtes Geschöpf“ gewidmet war, wird sorgsam und liebevoll am Beispiel des Nobelpreisträgers Juan Ramon Jiménez und seines Esels „Platero“ gedacht.

„Der gute Mensch von Jena“, ein Kapitel, der Hingabe gewidmet, stellt uns den Dichturfürsten Goethe als Dienstgeber seines Lieblingsbediensteten Carl Wilhelm Stadelmann vor, eine ganz und gar unbekannte Schau auf den literarischen Giganten Goethe. Als politisches Gegenstück der Hingabe bietet Grieser das langjährige Dienstverhältnis der Kaiserin Zita mit Gräfin Korff-Schmising-Kerssenbrock an: Hingabe in wahrhaft edler, zutiefst in der Menschenliebe wurzelnden Form. Für Cineasten zählt das Kapitel „Casablanca und Wien“ zur Pflichtlektüre. Zweifach lüftet Dietmar Grieser Privates im berührenden Kapitel über seine Mutter und im Nachwort. Damit kommt uns Dietmar Grieser auch persönlich nahe, was die Gefolgschaft zur Poesie Griesers noch vertieft.

Die Erzählkunst des Autors zum wiederholten Male zu preisen, hieße buchstäblich Eulen nach Athen tragen. Deshalb fokussiert sich der Rezensent auf die lapidare Feststellung: „Grieser mag man eben“! Und für die Zukunft ist der Rezensent überzeugt: „Was bleibt, ist die Liebe zu Dietmar Grieser“!

*Wolfgang Groiss*

**Leopold Hnidek**

## **Der Erfinder Moldaschl und sein Oberhausen**

Pilum LiteraturVerlag, Strasshof 2016, 154 Seiten

ISBN 978-3-902960-31-3

Wussten Sie, dass das Perpetuum Mobile bereits erfunden wurde? Ja! Und zwar in Oberhausen. Hiermit ist nicht die Industriestadt im Ruhrgebiet gemeint, keineswegs. Sondern die beschauliche Ortschaft im Marchfeld. Leider ruht die Erfindung, die Österreich gegen alle Zeiten vor feindlichen Übergriffen gesichert hätte, auf dem Grunde der Donau. Ihr Urheber, Moldaschl, hat aus Rücksicht auf die weltwirtschaftliche und -politische Lage so entschieden. Bloß weiß die Öffentlichkeit außerhalb von Oberhausen nichts davon.

Diese und ähnliche Geschichten, die in ihrer Unbeschwertheit an die Schildbürgerstreiche anklingen, sind in Leopold Hnideks neuestem Band zu finden. In seinen humoristischen und kurzweiligen Geschichten helfen regelmäßig Gläser Rotgipfler über behördliche Schikanen hinweg.

Es geht nicht nur um den Erfinder Moldaschl, der neben dem Perpetuum Mobile auch einen Beschleuniger (für immobile Gegenstände), einen Verdoppler und

eine Gurkenbiegemaschine erfunden hat. In diesem literarischen Denkmal, dass Hnidek seinem Oberhausen setzt, sind auch die Legenden, die sich um die Brücke und das Schloss des Dorfes ranken – und nicht zuletzt eine Gespensterjagd – gesammelt. Am Ende hat der Autor einen ebenso unterhaltsamen wie lehrreichen geschichtlichen Überblick von Ort und Umland eingefügt, der zeigt, wie wechselhaft das Schicksal nicht nur mit Wien, sondern natürlich auch mit der weiteren Umgebung der Stadt im Laufe der vergangenen Jahrhunderte gespielt hat.

Hnideks gut lesbarer, humorvoller Stil wie auch seine Schilderung des beschaulichen Dorflebens, samt dem Dialekt der Einwohner, sind zeitlos. Ohne weiteres kann das Buch deswegen auch Kindern ab 12 in die Hände gelegt werden. Erwachsene Leser werden daran genauso ihre Freude haben. Hnidek hat hier ein wahres Familienbuch geschrieben.

Max Haberich

**Herbert Jan Janschka**

## **Vier Zeilen für Gott und die Welt**

Roman

Rampenlicht Verlag, Wien 2017, 79 Seiten

ISBN 978-3-901441-37-0

Herbert Jan Janschka, Autor von Lyrik, Prosa und Theaterstücken, hat mit *Vier Zeilen für Gott und die Welt* eine Sammlung von Epigrammen vorgelegt, die formell in der Tradition von Hebbel und Erich Kästner stehen. Er deckt eine Vielzahl von Bereichen ab: Göttliches – Weltliches – Menschliches – Politisches – Philosophisches – Persönliches. Der Autor lässt seine eigene Lebenserfahrung und Beobachtetes mit einfließen, oft mit einem zwinkernden Auge geschildert. Zeilen wie die folgenden entlocken dem Leser ein Schmunzeln: *Von allen Wünschen, versprich' mir diesen, / Um unser Leben zu verschönen: / Schenk' mir täglich Ehekrisen, / Um uns nächstens zu versöhnen.*

Vom Menschlichen in die Kunst, zu der diese Erkenntnis einleuchtet: *Ob man dichtet, ob man malt, ob man singt, / Diese Weisheit, die gilt überall: / Erst wenn die Kunst ganz einfach klingt, / Dann ist sie genial.*

So bestriicken auch Janschkas Epigramme durch ihre angenehme, unpräntöse Schlichtheit. In einigen Versen rutscht ein unnötiges „denn“ oder „ja“ hi-

nein, was für einen holprigen Sprachrhythmus sorgt. Dennoch lesen sie sich schnell und flüssig, dem Leser eine kurzweilige Stunde verschaffend. Man darf auf das nächste Werk Janschkas gespannt sein.

Max Haberich

**Regine Koth Afzelius**

## **Die letzte Partie**

Roman

Müry Salzmann Verlag, Salzburg 2018, 208 Seiten  
978-3-99014-131-1

*Die letzte Partie* ist ein Roman über Männer und Frauen. Über alle Männer und Frauen. Es geht um Kommunikationsschwierigkeiten und Machtspiele, welche durch die Zeiten hindurch gleich geblieben und universell anwendbar sind. Dem Beziehungsanfang und -ende der bezeichnend benannten Hauptcharaktere Adam und Eva wird das ebenso perfekte wie langweilige Pärchen Clemens und Judith gegenübergestellt, was Fragen nach den fatalen Folgen der Bequemlichkeit aufwirft, und nach dem Unheilvollen, das unter der sauber polierten Oberfläche brodelt.

Afzelius zeichnet ihre Figuren mit Glaubwürdigkeit und Sympathie. Die Beherrschung von sechs Fremdsprachen erlauben der Autorin ungewöhnliche Satzstellungen und Sprachspielereien, wie etwa „Ein Fax galt hier nie ihr“ oder „Wärmte eine Dreißiger-Zone-lang ihre Gedanken durch seine Hand auf ihrem Schenkel“. Manchmal gleitet dies ins Komische ab: „...hauchte, saugte, biss ... klingeling, läutete an für den Liebesakt“. Aber in den meisten Fällen ermöglicht die Sprachbeherrschung der Autorin originelle Schöpfungen und einleuchtende Einfälle, etwa: „Man konnte es nur drehen, wie man es nicht wollte“.

Nach der Trennung von Adam bricht für Eva eine Welt zusammen. Als sie sich wieder berappelt, entwickelt sie ihre Rache in Form einer Schachpartie mit echten Personen. In diesem Roman werden die Schicksalsschläge im Leben einer Frau überzeugend nachgezeichnet, die nicht an ein bestimmtes Alter gebunden sind. Die Bemerkungen zu den verschiedenen zwischenmenschlichen Beziehungen sind treffend, erlauben dem Leser, über seine eigenen Erfahrungen zu reflektieren, und zeugen von der Sprachgewandtheit der Autorin.

Max Haberich

Sylvia Treudl

## Blick.Dichte

Gedichte

Zeichnungen Beatrix Kramlovsky

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2018, 216 Seiten

ISBN 978-3902717-42-9

In der gar nicht so fernen Vergangenheit, als man auf Reisen noch mit Fototaschen herumließ, die Linsen, Belichtungsmesser, Teleobjektiv sowie verschiedene Kameras beinhalteten, gab es die „happy few“ mit Skizzenblock und Bleistift. Diese waren imstande, Situationen einzufangen, manchmal aus Blickwinkeln, die den Kameras versagt blieben. Und auch heute, im Zeitalter der Schnellschüsse aus dem iPhone, gibt es die Zeichner noch, allerdings selten.

Außer Block und Bleistift benötigt man die künstlerische Begabung. Das Geschaute fließt über das Auge – in die Hand – auf’s Papier. Natürlich ist auch das Gehirn beteiligt, wie uns die Neurowissenschaft erklärt. Beatrix Kramlovsky hat diese Begabung genutzt und Menschenbilder, Beobachtungen aus allen Kontinenten, geschaffen. Daraus wurde eine Auswahl getroffen, was sicher nicht leicht war. Die Zyklen umfassen Cafés und Wirtshäuser, Dorfszenen, Einzelgänger und Pas de Deux, Tiere, Musiker und die so ergiebigen Märkte aus aller Welt.

Freilich hat die Künstlerin Vorgänger in diesem Metier, wer denkt nicht sofort an Kurt Moldovan. Aber auch die leider vergessene Elis Stemberger wäre zu nennen, die nach dem Krieg – ausgebombt – ihre Tage in warmen Wirtshäusern verbrachte und dort ihre Beiszeichnungen schuf.

Auch bei Beatrix Kramlovsky gibt es die Menschen in Lokalen, z.B. im Hawelka, bevor es die Touristen überrannten, auf Märkten, bei der Arbeit, als anrührendes Liebespaar oder in Massen, fein gezeichnet mit der Feder oder rasch hingeworfen als Tuschpinselzeichnung.

Dazu gesellen sich gleichwertig die Gedichte von Sylvia Treudl. Bei der Autorin von Rang kann man sich vorstellen, dass sie nicht einfach schildert, was zu sehen ist, sondern ihre eigenen Assoziationen einbringt. Sie ist in einem Wirtshaus aufgewachsen, wie sie einmal erzählte, und so gelingen ihr die Gedichte zu „Cafés und Wirtshäuser“ besonders gut. Sie weiß zu vermitteln, wie müde Herr Hawelka nach einem langen Arbeitstag ist, denkt sie doch dabei an ihre eigene Großmutter (hat da jemand etwas von 12 Stunden gesagt?) Die Haltung der



Barfrau, ein „obergscheiter Mann“ am rechten Rand einer Marktszene, das Interesse eines Buchliebhabers, alles ist liebevoll kommentiert. Aber auch an Kritik bis hin zum politischen Statement wird nicht gespart. Diese Gedichte, die wie die Bilder von einfachen Leuten und Begebenheiten, aber auch von skurrilen Typen erzählen, zeigen, dass sich die Exotik in Rangoon genauso wie in den USA oder im Burgenland einfangen lässt und man denkt daran, dass Poesie unverwüstlich ist.

Dass das Buch sorgfältig und aufwändig gestaltet ist versteht sich bei der Literaturedition Niederösterreich von selbst. Der Titel deutet auf den Blick der Zeichnerin und auf Ge“dicht“e hin, evoziert aber bei der Weiblichen Leserschaft sofort die Erinnerung an opake Strümpfe. Absicht?

*Elfriede Bruckmeier*

**Linda Kreiss**

## **Der den Mond trägt**

Ein Nepal-Roman

Draupadi Verlag, Heidelberg 2018, 184 Seiten

978-3-945191-31-6

Linda Kreiss nimmt uns mit auf eine Reise an die nordöstliche Grenze Indiens, ins Land der Himalaya. Ihrer lebendigen, bildhaften Sprache zum Trotz handelt es sich hierbei nicht um eine idyllische Reisebeschreibung, sondern um echtes menschliches Drama. Eine Frau steht zwischen zwei Männern: ihrem Mann, der sie eben verlassen hat, und einer neuen Bekanntschaft – dem charismatischen Diplomaten Fox. Ohne dass er Zeit zum Verschnaufen hat, zieht die Autorin den Leser an diesem atmosphärisch beschriebenen, exotischen Schauplatz direkt in die Handlung hinein.

Eine Frau wird geschildert, nicht als Stereotyp, sondern als greifbare Person – in ihrer Verzweiflung, in ihren Hoffnungen, ihrer Lust, ihren Abgründen. Die Emotionen Emilys, der Hauptfigur, und ihre innere Zerrissenheit werden ausführlich und nachvollziehbar wiedergegeben. Rückblenden und Briefe brechen die lineare Handlung auf. Wenn die Briefe auch hier und da in sehr formellem Schriftdeutsch gehalten sind, und zuweilen romantische Klischees bedienen, gleichen explizite Schilderungen romantischer Begegnungen – und ihrer

Konsequenzen – die stilistische Förmlichkeit wieder aus. Linda Kreiss hat eine fesselnde Geschichte mit glaubwürdigen Charakteren an einem realistischen Handlungsort beschrieben. Sie sei nicht nur Leserinnen empfohlen, sondern gerade auch Lesern, die sich einen lebensnahen Einblick in die weibliche Psyche verschaffen wollen!

*Max Haberich*

**Erika Kronabitter**

## **Ausgewählte Gedichte**

**Podium Porträt**

Podium (podium porträt Band 99) Wien 2018, 64 Seiten

ISBN 978-3-902886-44-6

Podium ist nicht nur für seine Aktivitäten als – ursprünglich niederösterreichische – Autorenvereinigung bekannt, sondern auch für die Porträt-Buchreihe, die auf jeweils 64 Seiten eine Autorin oder einen Autor mit eigenen Texten, zumeist Lyrik, und einem Einführungssessay vorstellt, der einigen Hintergrund beleuchtet. Die Reihe ist inzwischen auf hundert Bücher angewachsen, und mit Nummer 99 erschien ein Lyrikband der 1959 geborenen Vorarlberger Autorin Erika Kronabitter.

Das Buch ist in drei Abschnitte unterteilt, an deren Beginn eine Zeichnung der Autorin abgebildet ist; daran schließt noch ein vierter Abschnitt an, der nur ein einziges, allerdings über fünf Seiten reichendes Gedicht mit dem mehrfach treffenden Titel »GAMES OVER« enthält. Der zweite Abschnitt enthält Referenzen und Erklärungen zu jeweils einem Computerspiel und ein entsprechendes Gedicht. Da wird zum Beispiel »Battle Ship« einleitend als Geschicklichkeitsspiel postuliert, in dem es darum geht, als Erster eine Schatzinsel zu erreichen und dabei andere Piratenschiffe zu versenken, bevor sie einen selbst versenken. Im zugehörigen Gedicht heißt es dann: »wird gefahr aufgebaut um/ gefahr abzubauen/in kapellen kettershausen oder anderswo/angsthärchen nach jahrzehnten/pershing II von denen wir später erfahren/inzwischen sitzen wir ahnungslosen/einsatzbereit vor den bildschirmen« (S. 27). Dies zeigt auf eindringliche Weise, wie Erika Kronabitter mit unterschiedlichen Facetten der Wirklichkeit umgeht und diese in ihren Texten zueinander in Beziehung setzt.

Mag sein, dass manche Zusammenhänge wie dieser zwar bekannt sind, doch ich meine, dass sie einem viel zu selten wirklich bewusst werden.

Andere Gedichte lassen Persönliches anklingen. Das sind einerseits die Jugend: »als ich zehn und eine kindheit hatte/war mir, als ob/mir war zorn, ein aufbegehren/noch ohne plan (...)« (S. 14), andererseits Augenblicke von Beziehungen: »mit fotografien fixierten wir die eruptiven/turbulenzen in unserem cortex./eine grundlegende basis für alle/scheidungs/fälle des scheiterns« (S. 17). Eine kleine Warnung sei hier ausgesprochen: So manches Gedicht geht einem beim Lesen ziemlich unter die Haut.

Und dann kommen Texte, die man nicht müde wird, wieder und wieder zu lesen. Unter dem Titel »entzündet: entzücken« steht geschrieben: »so neu in dieser alten stadt/treppauf und treppenab/dein blick fiel. Fiel herab mir in die hände/sichtschlitze im dumtum, ein zwinkern:/dünn gesäter sinn oder sinnverbrämung./ein zustand entzündetes entzücken/reales begehren wie mohnbesessenheit/betrachtung festungslos/weit entfernt vom tagesgeschehen/mit spiegelneuronen« (S. 47).

Erika Kronabitter verwendet stets freie Rhythmen. Sie verzichtet weitgehend auf Satzzeichen und schreibt alles klein. Zeilensprünge ersetzen zum Teil Satzzeichen, zum Teil aber zerreißen sie einen Satz oder gar ein Wort, um die Aufmerksamkeit auf eine ganz besondere Stelle zu lenken. Und sie nimmt Anleihen aus der Literatur, referenziert und zitiert Begriffe.

Die Einleitung zu Kronabitters Porträt-Lyrikbändchen verfasste Petra Ganglbauer, die Präsidentin der Grazer Autorinnen Autorenversammlung. Sie betont Kronabitters intermediale Arbeit, denn neben der Literatur arbeitet sie als Künstlerin und Filmemacherin, und zudem ist sie in diversen künstlerischen Projekten aktiv, ist Mitverantwortliche des Feldkircher Lyrikpreises und leitet gemeinsam mit Raimund Bahr die jährlich stattfindenden Tage für Text und Kritik am Wolfgangsee. Wie in allen Porträt-Bänden sollte auch Petra Ganglbauers Vorwort tatsächlich als solches, nämlich einleitend gelesen werden, denn es schärft in hervorragender Weise die Sinne für die Gedichte im Anschluss.

*Klaus Ebner*

Norbert Leitgeb

## Sand im Geliebe

Treborn-Verlag, Graz 2018, 228 Seiten

ISBN 978-3-950385-95-3

Wie schon im Titel spielt der Wortwitz in den 39 Kurzgeschichten plus einem Gedicht eine große Rolle.

In mehreren der Texte werden sowohl Sprachspielereien als auch Textanalysen satirisch eingesetzt, so z.B. in „Götterfunke“, wo die Schiller'sche Verszeile „Freude schöner Götterfunke“ ironisch hinterfragt wird, oder in „Väterfrage“, indem Goethe's „Was du ererbt von deinen Vätern hast.“ ebenso kritisch untersucht wird.

Der Titel „Sand im Geliebe“ ist insofern irreführend, da es sich nicht ausschließlich und nicht einmal vorwiegend um Liebesgeschichten handelt. Liebesgeschichten sind nur ein Teil der Sammlung, wobei die satirische Sicht des Phänomens überwiegt. Nur wenige der Geschichten betrachten die Liebe ernsthaft und gerührt.

Wieder begegnet uns Joschi, den Leitgeb-Leser schon aus früheren Büchern des Autors kennen, und das in mehreren Geschichten.

Joschi steht für den naiven, leichtgläubigen Mann, der oft auf die Nase fällt, aber immer wieder guten Mutes aufsteht und weiter macht. In dem Band gibt es mehrere Joschi-Geschichten, Er ist eine jene Figuren, denen sich der Leser überlegen fühlen kann.

In einigen Beispielen erstreckt sich die Handlung über mehrere Geschichten, mit den selben Personen, so in zwei Texten über Teufelspakte, wobei der Teufel am Ende der Gefoppte ist.

Leitgeb bedient sich in seinen satirischen Texten einer naiven Alltagssprache, einer Sprache mit kurzen Sätzen und Wiederholungen, Er verwendet oft eine Scheinlogik, die schon wieder selbst Teil der Komik der Geschichte ist. Oft drehen sich die Texte aber auch um Sprachspaltereien, die erst eine dahinter liegende Logik satirisch zutage fördern.

Der Umgang mit Sprache ist mehr das Thema des Buches als die Liebe. Der Titel „Sand im Geliebe“ weist mehr auf das Spielen mit Sprache hin, als auf lauter Liebesgeschichten. Es sind vielmehr eine Reihe meist satirischer Texte, die sich mit Alltagsproblemen und philosophischen Fragen beschäftigen. Auch

Märchenhaftes wird ausgebreitet, wie erwähnte Teufelspakte, oder Skurriles wie die Ausführungen des „Nickers“ oder des „Nickschüttelwiegers“. Ernste Geschichten wie „Zarter Beginn“ wo es um die erste schüchterne Liebe geht, „Nebelbett“ die von der enttäuschten Liebe einer Behinderten erzählt, oder „Fallobst“, welche die Nöte illegaler Einwanderer behandelt, sind in der Minderheit.

Das im Treborn-Verlag erschienene Paperback-Buch hat ein angenehmes Format, eine gut leserliche Schrift und verwendet weite Zeilenabstände. Leider ist es nicht ganz makellos, da Rechtschreib- und Druckfehler nicht völlig eliminiert werden konnten.

Alles in allem wird das Buch nach der Lektüre den Leser in einer heiter-nachdenklichen Stimmung zurück lassen.

Bernhard Heinrich

**Gerog Markus**

## **Das gibt's nur bei uns**

Erstaunliche Geschichten aus Österreich

Amalthea Signum Verlag, Wien 2018, 304 Seiten

ISBN 978-3-99050-074-3

Georg Markus' unterhaltsame geschichtliche Schmöcker sind bekannt und zu recht beliebt, reihen sie sich doch nahtlos in die Tradition von Torbergs Anekdotensammlungen zur Tante Jolesch ein. Man kann Markus' Bücher identitätsstiftend nennen, denn sie erörtern auf intelligente und anregende Weise die Frage, was eigentlich österreichisch sei. Die verschiedenen Antworten bringen den Leser manchmal zum Lachen, sie sind aber, dem Autor sei dank, oft genug auch selbstkritisch.

Es war wohl eine Idee des Verlags, Zusammenfassungen in wenigen Worten je zweimal an den Rand jeder Seite zu setzen. Mancher Leser mag es als Orientierungshilfe, mancher als Störung empfinden. Besonderer Wert wird auch auf die Übertragung früherer Vermögensbeträge (Gulden oder Kronen) in die heutige Währung gelegt.

*Das gibt's nur bei uns* führt den Leser mittels kurzer, historischer Erzählungen durch die vergangenen zweihundert Jahre, wobei uns bekannte – Kraus,

Klimt, Karajan – aber auch weniger bekannte Akteure – etwa Leopold von Coburg und der Riese Franz Winkelmeier – begegnen. Markus bringt auch bislang unveröffentlichte Dokumente, etwa die Erinnerungen des Kammerdieners des Kronprinzen Rudolf zur Mayerling-Tragödie, mit ein. Der Band ist in Markus' leichtem, fließendem Stil geschrieben und so kurzweilig, dass es in wenigen Tagen ausgelesen ist. Dann bleibt einem nichts anderes übrig, als ein weiteres Buch des Autors zu besorgen.

*Max Haberich*

**Gottfried Pixner**

## **Darf's ein Epi-Gramm mehr sein?**

Epigramme & Sinngedichte

Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2018, 141 Seiten

ISBN 978-3-9614534-4-3

„**O, du spitzer Bleistift, tanze** / und heb ab dann von der Schanze, / ob du landest hart im Nirgendwo / oder, sanfter halt, im Irgendwo; / das hängt ab, wer den Stift grad hält, / und wie's um diesen Mann bestellt ...“. Dieser Mann ist der ernst-verspielte Gottfried Pixner, Dr. der Chemie, und als solcher dazu befähigt zu analysieren, zu erhitzen, schütteln und einzudampfen. Und was dann bleibt ist die Essenz, ein Konzentrat, das Epigramm, von dem er sagt, es sei „eine Formel, erfassend Welt per Wortgemormel“. Die ganze Welt lässt sich auf diese literarische Weise in zugespitzter Form erfassen, wenn auch zugegeben werden muss „das Übel ist Hebamme / recht vieler Epigramme“. Es sind die Schwächen und die Unzulänglichkeiten, es ist der Mensch als sehr reformierungsbedürftiges Wesen und die vielfältigen Lebenssituationen, die Pixner zum Schreiben von Epigrammen verleiten. Dabei gilt es, dass „nie verlasse dich die Ironie, / der Humor wie auch Koketterie, / die Würze sind im Lebenssüppchen ...“. Und was den Autor grundsätzlich nie verlässt, ist die Lust am Beobachten mit geschärften Sinnen und die kritische Lebendigkeit. „Du musst in unsre Welt wach schauen, / dann drängt's zum Epigramme-Bauen! ...“.

Unerlässlich für Pixner ist das Reimen. Er liebt es, so vermutet man, und es fällt ihm leicht, es fällt ihm zu. Es hat auch etwas Ansteckendes. Wenn man Seite um Seite seine Epigramme liest, beginnt man selbst in Reimen zu denken und zu sprechen. Allerdings scheint der Reim nicht in unsere Zeit zu pas-

sen, er ist altmodisch, und der Autor selbst stellt daher die Frage: „Wer wird, ich bitt‘ dich, heut noch reimen!?“ und die Antwort lautet: „Weißt nicht, wie flott dann Texte keimen, / gleich jener frischen Sprudelquelle, / die Moses lockte auf die Schnelle? / Darum lässt preisen uns den Reim, / weil er ein Kuppler klammgeheim, / der schenkt Neuronen einen Kick, / weckt auf sie wie per Mäuseklick!“ Diese interessante Erfahrung, dass der Reim an sich ein kreatives Potenzial besitzt, haben auch andere Autoren schon gemacht. Der Reim befördert etwas zutage, sei es aus dem Unbewussten oder aus sonstigen Arealen, auf das man ohne Reim nicht gekommen wäre. Außerdem verleitet er Pixner zu witzigen Worterfindungen und -anwendungen. („... die Welt durchschnellen“, „Lebenskraftpiraterie“, „Öd-Gewörtel“, „Drum kaufe heut gleich Rosen, / lass Frauenblut ertosen“...).

Etliche Texte beziehen sich auf die modernen, suchtartig konsumierten Medien, die Taten-Drang durch Daten-Drang ersetzen. Zur thematischen Buntheit des Bandes gehören auch ernste Themen. Auch Lebensweisheit, das Produkt aus Erfahrungen, kommt zur Sprache: „Willst du des Lebens Leiden / denn wirklich ganz vermeiden, / bedenke – auch wenn’s nicht geheuer – / das Leben selbst ist Abenteuer, / und keiner kann dich da versichern...“. Dass die Epigramm-Ernte sehr reich ist, deutet Gottfried Pixner schon im Titel des Buches an, dessen Frage nach alter Kaufmannsart uns das ‚Konsumieren‘ nahelegt.

*Elisabeth Schawerda*

**Karl Plepelits**

## **Hellas mit und ohne Säulen**

**Unterwegs in Griechenland**

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf 2017, 247 Seiten

ISBN 978-3-8459-2466-3

Karl Plepelits führt uns in seinem neuesten Buch nach *Hellas mit und ohne Säulen*. Als Genre ist „erzählendes Sachbuch“ angegeben. Was damit genau gemeint ist, konnte mir keiner so recht erklären. Der Band bewegt sich eindeutig in Richtung Reiseführer, jedoch ohne die praktischen Hinweise, die man von diesem gewöhnt ist. Die Schwerpunkte sind geographisch gelegt: Es geht vom Festland über Korfu und die Kykladen, Kreta und die Peloponnes bis nach

Nordgriechenland. Aber ebenso reisen wir durch die Zeit, von 1985 bis 2016.

Schon auf der ersten Seite merkt man, dass man es mit einem ausgewiesenen Kenner der Antike zu tun hat – und nicht nur der griechischen. Plepelits hat neben Reisebüchern auch historische Romane verfasst. Er hat klassische Werke aus dem Altgriechischen übersetzt, und sich auf wissenschaftlicher Ebene gleichfalls intensiv mit dem Alten Rom und Byzanz befasst. Dieses Wissen hat er als Organisator und Leiter von Bildungsreisen weitergegeben, und so überrascht es nicht, dass die Handlung im Buch sich oft auf die Führung von Reisegruppen konzentriert. Als Leser fühlt man sich angesichts der Informationsfülle, die einem geboten wird, gleich als Teil einer solchen.

Auch der Dialog zwischen den Charakteren ist vorrangig der Vermittlung von geschichtlichem und kulturellem Wissen gewidmet, wodurch dieser zeitweise gestellt wirkt. Plepelits bietet dem Leser ein Reichum an Material, und wer sich für Griechenland interessiert, wird sich wahrscheinlich auch nicht an dem gelegentlich ins Vortragende abgleitenden Stil stoßen. Gerade auch fortgeschrittene Griechenlandreisende oder -liebhaber kommen hier auf ihre Kosten und lernen noch etwas dazu. Die wissenschaftlichen Kenntnisse des Autors stehen hier dicht an dicht. Als lockere Einführung zu Land und Leuten greife man allerdings lieber zu einem gewöhnlichen Reisehandbuch.

*Max Haberich*

**Heideloire Raab**

## **Blätter im Wind**

Haiku

Rüdiger Jung (Hrsg.), Bad Endbach-Bottenhorn 2018, 52 Seiten

Heideloire Raab zählt mit mehr als dreissig Haikubänden und zusätzlich als Herausgeberin mehrerer Sammlungen von Kinder-Haiku zu den produktivsten österreichischen Haikudichtern nach japanischem Vorbild. In der Naturbelassenheit des niederösterreichischen Waldviertels gedeihen die kleinen Poeme – Siebzehnsilbler sind es ja oft nicht mehr – besonders zahlreich.

Im Vorwort erinnert Rüdiger Jung an die Zen-buddhistischen Wurzeln des Haiku und die vielen Anstrengungen in deutsche Sprache den Qualitäten japanischer Haiku-Tradition möglichst nahe zu kommen. Das gelingt nicht jedem und



bedarf langjähriger Wissenserweiterung mit entsprechender Übung im Schauen, Beobachten und in einem Denken, welches das Gegensätzliche in der Natur als beglückendes Ganzes begreift, die wahrgenommene Spannung aber durchaus betonen, ja sogar noch vertiefen und auf transzendente Bezüge verweisen kann. „Enkel zu Besuch! / Osterglocken schwingen – / auch in mir“. Durch geschickte Wortwahl gleichsam beleuchtet, können Haiku dem Leser als Denkanstoss dienen oder als Rätsel. Manchmal ernsthaft, erbaulich, ein anderes Mal verblüffend erheiternd satirisch oder einfach nur stimmungsvoll. „Tageszeitung – / von Spinnweben verdeckt / die Schlagzeilen“. Bei Heidelore Raab ist es „das geschärfte Auge, das gespitzte Ohr, das sich mit der Oberflächlichkeit und Unverbindlichkeit bloßer Idyllen nicht abspesen lässt“, schreibt Rüdiger Jung.

Nicht nur das Haiku-Schreiben, auch das Haiku-Lesen will gelernt und geübt sein. Moderne Formen mit ihrer Freiheit der Silbenzahl, den Verknüpfungen und scheinbaren Regellosigkeiten wollen neben den uralten traditionellen Haiku mit ihren zahlreichen streng festgesetzten Kriterien mit Recht als ernsthafte Dichtung wahrgenommen und verstanden werden. Ein Blick in die Anfangszeiten des Haiku, seine Entwicklung viele Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit lohnt sich dennoch für Haikuschreiber wie Leser. Es erhöht die Erlebnis- und Assoziationsfähigkeit, die Wendigkeit im Ausdruck die Vergleichsmöglichkeiten und zugleich die Freude an diesem und jenem.

„Schneegestöber! / Dichter drängt sich / die dunkle Herde“

„Valentinstag, / Eiszapfen tropfen - - - / zu Neuem befreit“

„Wintersonne, / glitzernde Weite – / da fällt ein Schuss“

„Lichter Waldweg, / zitronengelb flattert / der Frühling voraus“

„Vater und Mutter, / das Haus der Kindheit – / über allem Schnee“

In aller Welt sind heute Haiku bekannt und beliebt. Im deutschsprachigen Raum werden die unterschiedlichsten Formen gepflegt. Heidelore Raab schreibt seit vielen Jahren, hat Erfahrungen gesammelt und in diesem wie auch in anderen Büchern durchaus Neues zu bieten. Manches wirkt spontan hingeworfen, anderes ist sprachlich genau durchdacht. Genauerem Lesen und Vergleichen steht bei der Lektüre dieses im Ganzen recht ansprechend gestalteten Bands jedoch leider die fehlende Seitenzahl entgegen. Ästhetische Gründe dürften bei diesem Entschluss ausschlaggebend gewesen sein. Dass eilige Leser dadurch zu Oberflächlichkeiten verleitet werden könnten, wurde so wie es scheint, nicht in Erwägung gezogen.

*Rosemarie Schulak*

Wolfgang Ratz

## Ausgewählte Gedichte

Podium Porträt

Podium (podium porträt Band 98) Wien 2018, 64 Seiten

ISBN 978-3-902886-43-9

Wer Wolfgang Ratz kennt, weiß, dass dieser in zwei Sprachwelten lebt, nämlich in der deutschen und der spanischen. Als Nr. 98 der Reihe Podium Porträt erschien nun ein solches über den 1959 im Baskenland geborenen Autor und Liedermacher bzw. *cantaautor*. Es vereint lyrische Texte, die über einen größeren Zeitraum hin entstanden sind. Als zwei für zumindest einen Teil des Schaffensprozesses verräterische Verse lese ich »Ich tauche die Zunge in die Erschöpfung/so prickeln richtige Worte im falschen Satz« (S. 19). Richtige Worte findet man eine ganze Menge in diesem handlichen Büchlein: gefühlvolle, neckische, beißende, umgangssprachliche, dialektale und nicht zuletzt ästhetische. Im Gedicht mit dem Titel »Ahnung« heißt es: »Auch wenn mir warm wird/beim Gehen/pocht eine Kälte unter dem Schulterblatt/schlägt ein Arpeggio/auf meinen Rippen/und bringt mein gläsernes Becken/zum Klirren/kalt/auch wenn mir warm wird/beim Gehen« (S. 61).

Die Gedichte enthalten, so meine ich, eine Menge autobiografische Elemente. Diese sind jedoch in einer Art und Weise mit dem Text verwoben, dass sie kaum als autobiografisch auffallen. Solche Elemente quasi unauffällig in einen lyrischen Text einzuarbeiten, halte ich für eine hohe Kunst, die Wolfgang Ratz wunderbar beherrscht. Dass Ratz auch als Übersetzer arbeitet und zudem für eine Reihe von literarischen Übersetzungen verantwortlich zeichnet, trägt zur Gestaltungskraft der eigenen Lyrik bei und sollte nicht unterschätzt werden; beim Übersetzen von Lyrik lernt man, wohl mehr als bei anderen Schreibtätigkeiten, Präzision. Und Präzision gehört zu den wertvollsten Ingredienzien der Lyrikkreation.

»Die Orte/drängen sich an uns heran/ihre Fremdheit tragen sie/wie eine Maske vor sich her/sie reiben sich an der Erinnerung/lecken an unserer Sehnsucht// (...)« (S. 15) eignet sich als Einleitung für eine Reihe von Texten, in denen sich geografische Bezüge finden lassen: USA, Grönland, Griechenland sowie Ratz' beide Lebensmittelpunkte Cali/Kolumbien und Wien. In einem Gedicht über Ottakring heißt es bissig-humorvoll: »(...) Aische schiebt ihren Hintern ins Hinterzimmer/wo die Söhne von Putin und Trump/Karten spielen/gegen den Rest der Welt« (S. 29).

Die meisten Gedichte bestehen aus freien Rhythmen, viele verzichten dabei auf Satzzeichen; die Sprachmelodie ergibt sich aus den Worten und den Zeilensprüngen. Manche der Texte mögen sich für eine Vertonung eignen, und wer weiß, vielleicht begegnen wir ihnen eines Tages in der Gestalt eines ratschen Wienerliedes oder eines spanischen Chansons. »Wir machten den Zweifel bewohnbar, wir wären/schwarz wie Tabak, blond wie Bier. Wären/Liebeseklärungen und zerrissen sie, nächtelang./Die Ausschließlichkeit schlosse uns aus, die/Silben am Abgrund; unsere Wetten nähmen wir an,/Buchmacher, Advokaten des Windes; und doch/blau Boote im Asphalt mit knarrenden Riemen.« (S. 43).

Das in der Podium-Porträt-Reihe niemals fehlende Vorwort stammt von Bernhard Widder. Es ist ein exzellenter Einstieg nicht nur in den Lyrikband, sondern auch in die Biografie von Wolfgang Ratz. Das Vorwort bietet eine Menge an Hintergrundinformationen zum Leben des Autors einerseits und zu den Gedichten und ihren, den Lesenden zumeist verborgenen, Auslösern andererseits. Beides zusammen, diese aufschlussreiche Einleitung und die Lyrik von Wolfgang Ratz, machen aus dem Podium-Büchlein ein Kleinod.

Klaus Ebner

**Xaver Helix, Georg Rejam**

## **Die Welt in der Welt**

Eine märchenhafte Science-Fiction-Erzählung in Episoden

Wiesenburg Verlag, Stockheim, 2019, 124 Seiten

ISBN 978-3-95632-975-3

In der Widmung wird das Zielpublikum angesprochen: *für unsere Lieben und Familien (...) und alle Menschen der Zukunft, die für ein freies Bewusstsein eintreten.* Und bereits im *Vor-weg* wird erklärt: *Dass man selbst in ausweglosen Situationen etwas tun kann, um etwas zu verändern. Man muss nur aus seiner Ohnmacht erwachen.* Die folgenden 12 Episoden reihen sich mit unterschiedlichem Fokus aneinander; dazu gehört das Einpassen von 3 älteren, bereits edierten Märchen – weshalb der Leser erst mit der Zeit begreift, wie alle Geschichten doch miteinander verflochten sind. Den Kern bildet ein Geschwisterpaar, der introvertierte, sich in Bildern ausdrückende K. und seine ältere Schwester Anna, die nach der Erfüllung von Wünschen durch eine Bienen-Elfe (Märchen 1) zum Schluss

kommt: entscheidend sei der *Glaube an sich selbst*. Sie leben in einem Dasein, das von Apoll beherrscht wird, der das Licht als Machtmittel einsetzt. Namentlich fordert er von den Menschen zahlreiche Gedankengänge (über ihn), die zusammen eine *Energieausgleichrechnung* ergeben. Reicht diese durch mangelndes Verhalten nicht aus, wird bestraft, mittels Abdeckung durch eine nur Dunkel zulassende Kuppel, durch Kentauren-Polizisten oder generell durch androide Roboter, die programmiert-gefühllos *folgerichtig* kausal in *Ursache-Wirkung denken*. Zudem ist die Welt mit technischen Mitteln ausgefüllt, die ihrerseits kontrollierend wirken. Und durch Apolls Fähigkeit, durch Hologramme wechselnde Naturen zu erzeugen, weiß kaum jemand so recht, wer wirklich „wie“ ist; das gilt auch für Tiere. Eine andere Welt verkörpern nur Märchenwesen, so der Elf Meridius, der auf Umwegen lernt, erst *Empfindungsvermögen* führe zur *Kettenreaktion des Guten* (Märchen 2), oder der *Wassermensch* an der Ottakringer Bachquelle, der mit seiner Fangfrage nicht zu reüssieren vermag (Märchen 3). K.s und Annas Papa nun ist ein Zweifler, der deshalb zunächst aus dem Verkehr gezogen wird. Die Mutter, eine *Beraterin*, war, so stellt sich später (symbolisiert durch eine Leopardin mit Löwengeliebtem) heraus, zuvor Geliebte Apolls mit dem gemeinsamen Sohn K. Das ermöglicht ihr eine direktere Beziehung zum Gott, was in der größten Notphase hilft, die beiden Kinder aus dem Ärgsten herauszuhalten. Sie schaffen es durch eine rückwärtsgewandte Zeitreise, eine beginnende Revolution in die richtige und erfolgreiche Bahn im nunmehr auch die künstlichen Wesen erfassenden *Wunsch nach Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit* zu lenken.

Die Sprache bleibt bewusst schlicht und wäre darin durchaus märchen-, ja kindgerecht, „stolperte“ man nicht immer wieder über „fremdartige“ (Fach-) Begriffe und historische Assoziationen. Andererseits illustrieren die den Episoden vorgesetzten Aquarelle mit starken Farben als Felderungen oder als bewegte Linienzüge auf getöntem Grund psychische Zustände. Sie helfen, den nicht immer leicht fassbaren Fortgang des Geschehens nachzuvollziehen.

Nun ja, einiges – von Ausgangslage über Gefahren bis Erlösung – erinnert unmittelbar an Michael Endes *Momo*. Die dortige innere Kontinuität und der dortige Spannungsaufbau werden aber ebenso wenig erreicht wie die Verquickung mit der zukunftssträchtigen Außenwelt. Gleichwohl liegt mit diesem schmalen Band ein gut lesbares Stück vor, das einiges Nachdenkenswertes bietet.

Martin Stankowski

Robert Streibel

## Pilgers Paradies und Hölle

Gedichte

Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra, 2017, 104 Seiten

ISBN 978-3-99028-639-5

Wer früh mit seinem Lebensmotto in Berührung gekommen ist, den lässt es nie mehr los. Robert Streibel hat sich um die Aufarbeitung der Verbrechen des Dritten Reichs bemüht und das Gedenken als seine wichtigste Aufgabe gesehen. Dass dies ein Fass ohne Boden sein wird war ihm wohl bewusst. Er recherchierte Massenerschießungen an Orten, wo niemand sie vermutete hätte ebenso wie die kleinen Gemeinheiten und Denunziationen in seiner engeren Heimat. Er hat, oft gegen Widerstand, Gedenkstätten durchgesetzt. Und noch immer will er den Leuten die Augen öffnen, was manchen gar nicht recht ist. Wen wundert es, dass auch seine Gedichte voll Schwermut sind. Zitat: „Sätze sind keine Rettung, denn das Lachen hängt an einem dünnen Faden.“

Unterwegs: Er sucht Stätten auf, die belastet sind durch Gräueltaten, aber auch als ganz normaler Tourist findet er weniger Paradiese, mehr Höllen. Der Leser ist schon dankbar für ein wenig Salbei-Thymian- und Oreganoduft, wenn es Richtung Süden geht. Zurück im Norden wird's gleich wieder nachdenklich. Er kann nicht anders, die negativen Erinnerungen drängen sich auf, auch in Dresden, auch in Prag. Dass er selber an seiner fixen Idee leidet und sich manchmal fröhlichere Gedanken wünscht, sagen schön die Worte am Ende des Gedichtes Stockholm: „Endlich Birkenwälder ohne Menschendünger“ Gerade noch hat man sich gefreut, dass er sich in Basel Gerhard Richters „Frau“ angeschaut hat, schon kommt die Kritik, dass dort die Spatzen kein Schwarzbrot wollen.

Er macht es dem Leser nicht leicht, der soll ja was lernen – und man erfährt tatsächlich noch neues zu seinem Thema. Irgendwann überlegt man, welche Gedichte wohl ein Kambodschaner schreiben mag, der mit der Aufarbeitung der Gräueltaten der Roten Khmer befasst ist.

Die Strichzeichnungen von Martin Praska tragen ein wenig kindlichen Frohsinn bei und lakonisches Augenzwinkern. Das kann auch der Autor bisweilen, wie einige köstliche Gedichte zeigen: „Exil“ oder „Bayreuth“ zum Beispiel. Aphorismen gibt es und Widmungsgedichte für Kollegen, auch Gedenken an verstorbene Freunde. „Warten auf Zufall und Einfall“ – eine schöne Wendung.

Die Anmerkungen am Ende sind hilfreich und machen vieles erst verständlich. Mit diesen Erklärungen und einem offenen Sinn lässt sich dieses Buch dann gut lesen.

*Elfriede Bruckmeier*

**Kurt F. Svatek**

## **Was macht den Philémon schon ohne Baukís**

Lyrische Betrachtungen

LöckerVerlag, edition pen Bd. 94, Wien 2018, 150 Seiten

ISBN 978-3-85409-910-9

Als lyrische Betrachtungen bezeichnet Kurt F. Svatek seinen neuen Gedichtband mit dem auf den ersten Blick spröden Titel »Was macht den Philémon schon ohne Baukís«, der gleichzeitig auch einen Vers im letzten Gedicht des Buches darstellt. Was es mit dem der griechischen Mythologie entstammenden Ehepaar Philemon (der im Deutschen sonst ohne Betonungsakzent geschrieben wird) und Baukís (ebenfalls auf der zweiten Silbe betont) für eine Bewandnis hat, erforschen Lesende am besten selbst, denn die beiden ziehen sich schon seit fast dreitausend Jahren durch die Literaturgeschichte; das erklärende Vorwort des Autors ist ein perfekter Ausgangspunkt dafür.

Svateks Gedichte strahlen eine tiefe Ruhe aus, zumal dort, wo Bezüge zum Innern und zur Natur sichtbar werden. »Der Wind bläst einmal von da/und einmal von dort,/er peitscht dir manchmal auch/den Regen ins Gesicht,/obwohl du Träumer,/unvorsichtigerweise,/nur für Sonnenschein/angezogen bist./ (...)« (S. 54). Das soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass immer wieder sehr, eigentlich: viel zu, Ernsthaftes durchscheint und nachdenklich macht: »Ist es der Kopf der Freiheit,/der für ein bisschen/versprochene Sicherheit/geopfert wurde?« (S. 99)

Die Texte sind in sechs Abschnitte unterteilt, mit lyrischen Bezeichnungen, wie etwa »Aus grauen Sprachwolken«, »Als Flaschenpost an sich selbst« oder »Ins Wörtermeer«, und ein kurzer Anhang enthält jene Passage aus Ovids Metamorphosen im lateinischen Original, in denen der Mythos von Philemon und Baukís der Nachwelt übermittelt wird.

»Die Wörter/hängen zwar immer noch/unter der Decke./Vor wie langer Zeit/sie auch geboren wurden,/sie altern nicht.« (S. 128) heißt es an einer von mehreren Stellen, die, markant, auf die Bedeutung des Wortes aufmerksam machen. Aber auch: »Du hättest die Atmosphäre von damals/in eine Flasche abfüllen müssen,/um den Verschluss eben nur/für besondere Momente zu öffnen./ (...)« (S. 75). Svatek arbeitet zumeist mit freien Rhythmen, unterteilt ordnend in Strophen und schreckt auch, ganz vereinzelt, nicht vor Reimen zurück: »Die Vögel flattern immer noch von Ast zu Ast./Das kleine Boot hat aber längst schon beigedreht./Es scheint, als dirigierte ganz im Wellentakt der Mast./Wie rot die Sonne sein kann, wenn sie untergeht.« (S. 70).

Der 1949 in Wien geborene Kurt F. Svatek kann inzwischen auf eine stattliche Anzahl von Publikationen in den Sparten Lyrik, Prosa und Essay zurückblicken. Der vorliegende Gedichtband erschien im Rahmen der Edition PEN in der bekannten Lyrikreihe des Löcker Verlages.

*Klaus Ebner*

**Volitiva/Andrea Lammer, Hans Bäck**

## **Frau agiert, Mann reagiert**

Printed in Poland by Amazon Fulfillment, Kapfenberg 2018, 183 Seiten

ISBN 978-3-200-06091-3

Der Titel des Buches sagt bereits deutlich, worum es geht. Die Autoren Andrea Lammer und Hans Bäck betrachten Alltägliches und Zwischenmenschliches aus weiblicher und männlicher Perspektive. Auf ein von der Dame vorgegebenes Thema aus weiblicher Sicht, antwortet der Herr aus männlicher Sicht.

Frauen und Männer haben oft genau die gleichen Interessen und ziehen in vielen Bereichen des Lebens am selben Strang, aber so ganz übereinstimmend sind sie auch wieder nicht. Manches Mal kollidieren ihre Absichten heftig. Manches Mal sind es verschiedene Wertvorstellungen, manches Mal auch nur Irrtümer und Vorurteile, die das Zusammenleben zwischen Frau und Mann erschweren.

Dazu ist zu sagen, dass auch Frauen und Männer untereinander sehr verschieden sind und nicht alle Frauen gleicher Ansicht wie andere Frauen. Das gleiche gilt für Männer: Was zu lesen ist, sind also die Ansichten einer Frau, die

für Frauen spricht und eines Mannes, der für Männer spricht. Ganz abzudecken ist das Feld, dessen was Frauen wollen und denken und was Männer wollen und denken nicht. Anderen Frauen wäre etwas anderes vielleicht wichtiger als der Autorin und andere Männer würden die vorgebrachten Argumente der Frau anders beurteilen als der Autor.

Dennoch lässt sich deutlich eine weibliche und eine männliche Sicht der Dinge heraus lesen. Das Verhältnis von Frauen zu Frauen ist naturgemäß ein anderes als zwischen Männern und Männern oder Frauen zu Männern. Um letzteres geht es- und dieses ist stets sowohl von einer gewissen Fremdheit als auch gerade deshalb von einer besonderen Attraktion gekennzeichnet, das in Balzverhalten und Unsicherheiten aller Art gleichermaßen mündet. Dadurch entsteht ein besonders Spannungsverhältnis. Dafür werden nun Beispiele geliefert.

Ein anderes Problem ist, dass die Spannung nicht immer durchgehalten werden kann und dass man irgendwann in Bequemlichkeit, ja schlechtes Benehmen verfällt, oder nicht sagt, was einem missfällt, um Konflikte zu vermeiden, was zu Lügen, ja zur Anbahnung von Beziehungen zu anderen Partnern führen kann. So kommt oft Sand ins Getriebe.

Die vorliegenden Beispiele behandeln die kleinen Enttäuschungen und Unhöflichkeiten zwischen Frau und Mann, es sind elegante Konflikte. Von Konflikten zwischen Frau und Mann, die bis zu schweren Gewalttaten führen können, wird nichts erwähnt, es sind eher feinsinnige, subtile Probleme, wie Höflichkeit, Ehrlichkeit, bzw. Lügen, Überempfindlichkeiten, Selbstüberschätzung, Intoleranz, Fehlen von gutem Benehmen und Feingefühl.

Der Ton des von der Dame vorgegebenen Textes wird vom Herrn in ähnlichem Ton beantwortet, heiter-ironisch und auf elegante Art oberflächlich.

Es geht um Frauensentimentalität und männliche Unsensibilität, um die verschiedenen Zugänge der Geschlechter zu Technik und Sport, ums Fremdgehen, um Weinerlichkeit, Ausreden und Missverständnisse, also um eher kleinere Probleme zwischen Frau und Mann, nicht unbedingt von Eheleuten, sondern um all jene Probleme, die sich ergeben, wenn Frauen und Männer im Alltag miteinander zu tun haben, was ja ununterbrochen passiert. Diese kleinen Reibflächen merkt man aber oft gar nicht und denkt sich nichts dabei. Im Unterbewusstsein und im dauernden Umgang miteinander macht es jedoch einen großen Unterschied, ob man Bescheid weiß oder nicht. Das Buch ist die Chance des Lesers, sich dieser Unaufmerksamkeiten bewusst zu werden.

*Bernhard Heinrich*



# Aus dem Kreise der Mitglieder

## Jubiläen

Wir gratulieren herzlich

- |                    |   |
|--------------------|---|
| zum 90. Geburtstag | Frau Dr. Ilse Tielsch   |
| zum 85. Geburtstag | Herr Prof. Dietmar Grieser  |
| zum 80. Geburtstag | Herr Prof. Karl Lubomirski<br>Frau Prof. Lene Mayer-Skumanz<br>Frau Christine Nyirády<br>Herr Dr. Peter Maria Schuster<br>Herr Prof. Dr. Peter Paul Wiplinger   |
| zum 75. Geburtstag | Frau Dr. Monika Pelz  |
| zum 70. Geburtstag | Herr Peter J. Gall<br>Herr Bernahrd Heinrich<br>Herr Paul Jaeg<br>Frau Reet Kudu<br>Frau Veronika Maria Seiringer<br>Herr Dr. h.c. Prof. Kurt F. Svatek<br>Frau Mag. Jutta Treiber<br>Frau Magdalena Tschurlovits |

Unsere besten Glückwünsche zu ihren besonderen Geburtstagen gelten gleichermaßen allen unseren Mitgliedern, die hier nicht ausdrücklich genannt werden wollen.

# Auszeichnungen und Ehrungen

Wir gratulieren den Geehrten und freuen uns mit ihnen!

## Matthias Mander

wurden im November 2018 die Insignien und das Dekret des Großen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich überreicht.

## Ilse Pauls

belegte mit ihrem Gedicht „Souvenir-Erinnerung“ beim französischen Wettbewerb, Concours Litteraire – AIEL 2019 den 3. Preis in der Kategorie Poésie libre

## Kurt F. Svatek

erhielt sein Gedicht Not I (Malta) im April 2019 einen Anerkennungspreis von der Künstlervereinigung The Cove/Rincón.

## Laudatio Matthias Mander

Sehr geehrte Damen und Herren, geschätzte festliche Versammlung!

In Graz, der Stadt, die Matthias Mander seine Heimatstadt nennt, in der er am 2. August 1933 das Licht der Welt erblickte und den größten Teil seiner Kindheit und Jugend verbrachte, die ihn prägte und der er, wenngleich er sie bereits im Alter von 22 Jahren verließ, verbunden geblieben ist bis auf den heutigen Tag, gibt es eine Straße, die innerhalb des letzten Jahrhunderts drei verschiedene Namen getragen hat: In den Stadtplänen von anno 1918 steht sie als Rosensteingasse verzeichnet, während der Zeit des Ständestaats wurde sie – nach einem Regiment, das im angrenzenden Kasernenviertel stationiert gewesen war – in Dreierschützengasse umbenannt; dieser Name ist über alle nachfolgenden Zäsuren hinweg an ihr haften geblieben, ehe sie 1958 wiederum einen neuen Namen erhielt. Seither kennt man sie als Waagner-Biró-Straße.

In unmittelbarer Nachbarschaft zum Grazer Hauptbahnhof gelegen, verläuft sie nahezu schnurgerade in nordsüdlicher Richtung, parallel zu den Bahngeleisen, durch eine steppenhaft anmutende Ebene. Derzeit befindet sich dort eine der größten Baustellen der Stadt: Ein neuer Stadtteil ist im Entstehen.

Schon ragt ein gläserner Büroturm in den Himmel, schon reiht sich ein neuer Wohnblock an den andern. Wer heute dort ansässig wird, mag sich vielleicht fragen, warum diese Straße, der man ihre wechselvolle Geschichte nicht ansieht, jedenfalls nicht auf den ersten Blick, Waagner-Biró-Straße heißt, denn von dem Werk, das sich hier befand und dem sie diesen Namen verdankt, von der traditionsreichen Brückenbauanstalt und Kesselschmiede, deren Anfänge in die Gründerzeit zurückreichen, die vom Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs weitgehend zerstört wurde, nach dem Krieg so bald wie möglich wieder in Betrieb genommen und unter größten Mühen wieder aufgebaut, ist heute so gut wie nichts mehr zu sehen. Im Jahr 2012 wurden ihre letzten Hallen abgetragen.

In dieser Straße hat der berufliche Weg und Werdegang von Harald Mandl, wie Matthias Mander bürgerlich heißt, anno 1952 seinen Anfang genommen – damals war er ein blutjunger Buchhalter, frisch von der Handelsakademie –, und wann immer ich durch diese Straße komme, deren Gesicht sich in den letzten Jahren von Grund auf gewandelt hat, muss ich als erstes an ihn denken, – an ihn und an seinen Olympier, den Protagonisten einer seiner schönsten Kurzgeschichten, die literarisches Zeugnis gibt von der Zeit, als von diesem Ort aus große Stahlkonstruktionen in die ganze Welt geliefert wurden.

Unter einem „Olympier“ versteht man laut Duden „eine Ehrfurcht gebietende, überragende Persönlichkeit“, Matthias Mander verleiht dieses Attribut bezeichnenderweise einem einfachen Fabrikarbeiter, den die Kollegen aufgrund seiner geringen Körpergröße den „kleinen Babler“ nennen. Die gleichnishafte Geschichte, in deren Mittelpunkt er steht – sie bildet unter dem Titel „Babler und die Ordnung“ den Auftakt zu Manders erstem Buch, dem Erzählband „Summa Bachzelt“ von 1966, und zeigt bereits alle seine spezifischen literarischen Qualitäten, seinen Blick für das Detail und die Präzision, mit der er die Dinge, greifbare wie unbegreifliche, beim Namen nennt –, spielt an einem Samstagnachmittag im hitzefirrenden Sommer. Feierabendstimmung macht sich breit, die Arbeiter verlassen einer nach dem andern die Fabrik, Babler jedoch hält im Heimgehen auf dem Werksgelände einmal noch inne: Ein Bergwaggon mit der Aufschrift OLYMP, der mit vergittertem Frachtbrief, Bestimmungsort Griechenland, bereit für die Abfertigung, waagrecht auf einem Tieflader liegt, zieht ihn unabweisbar in seinen Bann, und so wagt er es, heimlich in diesen Waggon einzusteigen.

„Babler schiebt zwei Fenster auf, dann sinkt er weit hintenüber in einen Sitz; aus dieser Lage blickt er durch die Glaskuppel über den Horizont in das Blau

hinaus. Sanfter Wind zieht durch den Waggon, der, halb Salon, halb Gondel, schon hier etwas von der Ferne des Gebirges annimmt, auf das er nun wochenlang zurollen wird und über dessen Hänge er gleiten soll, zwischen Vorhügel und Gipfel, viele Jahre, länger, als Babler noch zu leben hat.“

Die ungewohnte Perspektive, die sich ihm in dem fremdartigen Gehäuse eröffnet – „[d]er Boden liegt in Stufen vor ihm, alle Fenster und Einrichtungen sind abgewinkelt und schräg“ – bewirkt in ihm eine Art von Erleuchtung, lässt ihn eine andere Dimension des Daseins erahnen. Mit einemmal empfindet er „dieses große, von Wolkenfasern gesträhte, vertiefte Blau“ in das er schaut, „als ein persönliches Gegenüber, das unvergänglich ist“, weiß sich plötzlich einbezogen in eine höhere Ordnung, die ihm zwar keine Antworten gibt auf die ungelösten Fragen seiner Existenz, doch augenblicklich Linderung verschafft: „Sein Kopf liegt weich in der hohen Polsterung. [...] Noch nie hat Babler die Welt so gesehen: gebettet in ruhig atmende Weite und in gleichmäßig heranrollende Fortdauer. [...] Glück ist in ihm. Er hat nichts vergessen von seinen Sorgen, aber Glück ist in ihm. Der versandfertige Waggon für Griechenland faßt letztes Licht. Der Schatten des Wasserturms greift über die Geleise, fällt auf das Gesicht des Getrösteten. Babler hebt sich aus dem Sitz. Er steigt vom OLYMP [...] geht vorsichtig über die Schwellen. [...] Die stillen Hallen bleiben zurück. Zu dieser späten Stunde scheinen die verrußten Pressglaswände von innen zu leuchten.“

Ein ähnliches „Leuchten von innen“ vermitteln die Worte, die Matthias Mander im August dieses Jahres, anlässlich seines 85. Geburtstags fand, in einem „Kurzbericht über die lange Flussreise auf dem Zeitstrom“. In dieser Selbstschau entwirft er das Bild von den beiden Flussufern seines Lebens: Am rechten Ufer erblickt er, schaut er heute flussaufwärts, gegen die Strömung der Zeit, „hochragende Fabriksbauten und Werksgelände, die dramatischen Wochenfluchten harter Arbeitseinsätze, komplizierte Kalkulationszumontungen und Konflikte“, sieht die „bizarren Industrielandschaften“ der Nachkriegszeit mit ihren „schweren 58-Stunden-Arbeitswochen, Wiederaufbau-Improvisationen, ihrem Material- und Energiemangel, ihrer jahrelangen Rechtsunsicherheit“ – und den Aufstieg unseres Landes, der daraus, in gemeinsamer, tagtäglicher Anstrengung mehrerer Generationen erwuchs; am linken Flussufer hingegen überblickt er ein „inneres Erntefeld“, das er seit seiner Jugend bestellt. Hier, auf diesem Feld war es ihm möglich, sein Berufsleben, dem er sich 44 Jahre lang mit derselben Hingabe widmete wie seinem Familienleben und allen anderen Bereichen sei-

nes Lebens, episch zu gestalten und zu reflektieren – sein Berufsalltag an der Schaltstelle eines Betriebes der Schwerindustrie, meinte er in einem Interview von 1980, biete ihm einen täglich sich erneuernden Stoff ... Hier, auf diesem inneren Erntefeld erwuchs ihm aber auch mit jeder neuen Begegnung, jeder neuen Bewährung in seiner *vita activa* der Auftrag, Verstummten eine Stimme zu geben, denen, die Unrecht geschah, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – und sei es nur im Raum und mit den Mitteln literarischer Fiktion –, Verschwundene und Verschwundenes wieder sichtbar zu machen, den Unbedankten späten Dank abzustatten und den gemeinhin Übersehenen ein Denkmal zu setzen. Dieser Impuls ist mit den Jahren immer stärker geworden, dieser Auftrag immer dringlicher.

Nicht nur alle Namen seiner Arbeitskollegen und Schicksalsgenossen trage er unauslöschlich in seinem Gedächtnis, heißt es von Hans Zisser, dem Protagonisten der *Garanas-Trilogie* (2001-2012), „sondern auch die Menschen dazu, die Arbeitsplätze könnte er aufzeichnen, bis zum letzten Hammer oder Kleiderhaken oder Bildschirm oder Schweißplatz. Die Art täglichen Anforderungen an jeden einzelnen ließe sich silbenweise vorsingen.“ Matthias Mander hat diesen Gesang angestimmt, der sich bald als Lob-, bald als Klagegesang präsentiert, bald als Psalm und bald als Litanei, auf vielen hundert Seiten, in seiner ureigenen Sprachmelodie, mit allen unvermeidlichen Dissonanzen, getreu jenem Credo, wie er es 1996, in einem Beitrag für die Festschrift zum siebzigsten Geburtstag von Sektionschef Bernhard Stillfried formulierte:

„Ich glaube an die umsichtige und überzeugte Disziplin, genaue geistige Arbeit und die Offenheit, Beeindruckbarkeit für die Schönheit, atemberaubende Abenteuerlichkeit unseres Daseins und unseres Wesens auf diesem Planeten, in diesem Weltall, das durch unsere Endlichkeit und seine eigene Endlichkeit jeder Lebensminute ein unerhörtes Gewicht, eine wahrhaft lebensfüllende Einmaligkeit und Spannung verleiht.“

Die Abenteuerlichkeit unseres Daseins hält ihn nach wie vor in Atem, das „Außenlebensufer“ aber habe, wie er in der zitierten Selbstschau vom August dieses Jahres bekennt, zuletzt an Wichtigkeit abgenommen, während am „Innenlebensufer“, dem Ort der Dauer, „eine Kathedrale voll Bildern, Schlüsselszenen, Stimmen, vielen lieben Gesichtern. [...]“ stehe und „Letzgülziges berge, über die Grenzen des Sagbaren hinaus“.

„Seinem Gesicht und seiner Stimme war die lebenslange Mühe anzumerken, zugleich auf beiden unüberbrückbaren Ufern zu stehen, voll Umsicht, ja Liebe,

den dringend gebotenen Austausch der dort jeweils zutreffenden Wahrheitspartikel zu bewirken“, erfahren wir von Josef Arlet, einer Figur des Romans „Der Sog“ von 1989. Und weiter heißt es dort: „Seine schmale, fast durchgeistigte Gestalt. Sein Ernst, Güte, aber auch hohe Denkkraft ausstrahlendes Gesicht und seine wohlüberlegten, erstaunlich innovativen Wortmeldungen machten ihn [...] zu einem achtunggebietenden Vorbild.“

Diese Sätze, auf eine Romanfigur gemünzt, lassen sich, wie ich meine, *mutatis mutandis* auch auf ihren Autor übertragen. Ein achtunggebietendes Vorbild, das bist du, lieber Matthias, im schönsten Sinne des Wortes!

*Christian Teissl, 26. November 2018*

# Abschiede

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder

**Ernst Eichler**

03. Februar 1932 – August 2018

**Hertha Ellinger-Michal**

24. September 1922 – Oktober 2018

**Josef Zuzak**

21. Mai 1924 – Oktober 2018

**Heinrich Eggerth**

30. April 1926 – 22. Dezember 2018

**Elisabeth M. Neundlinger**

21. Juni 1950 – 26. Dezember 2018

**Dietrich Ebel**

13. Mai 1927 – 09. Jänner 2019

**Hilde Langthaler**

11. März 1939 – 22. Jänner 2019

**Helga Blaschke-Pál**

22. Mai 1926 – 17. Februar 2019

**Margarethe Herzele**

02. August 1931 – 29. April 2019

**Gertrud Zelger-Alten**

27. Februar 1922 – 31. Mai 2019

**Elfriede Ott**

11. Juni 1925 – 12. Juni 2019

## Hilde Langthaler

11. März 1939 – 22. Jänner 2019

Ein Kind der 68er-Bewegung – Nachruf auf meine Freundin Hilde Langthaler

Hilde Langthaler war eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Im Gespräch zurückhaltend und von großer Bescheidenheit, verwandelte sie sich in eine leidenschaftlich engagierte, kämpferische Frau, wenn es galt, ein Unrecht anzuprangern, einen Missstand aufzudecken und zu beseitigen. Ihr Herz gehörte den Unterdrückten dieser Welt, für die trat sie ein, beherzt, beharrlich, beinahe bis zum letzten Tag ihres Lebens. Für ihre Pläne hätten mehrere Leben nicht ausgereicht. Dementsprechend gehetzt war sie, mit stets vollem Terminkalender, unterwegs.

Hilde Langthaler stammte aus einer Schriftstellerfamilie, das Schreiben war ihr in die Wiege gelegt worden, sie schrieb, wie sie sagte, „immer schon“, doch dachte sie nicht daran, es zum Beruf zu machen. Sie studierte Medizin und träumte davon, ins Ausland zu gehen. In ihrem Ehemann Richard, einem ausgebildeten Theologen und Soziologen, fand sie einen Gleichgesinnten. Sie brachen auf. Als Entwicklungshelfer\* wollten sie einen Beitrag gegen Kolonialismus, Armut und Unterdrückung in Afrika leisten. Zwei Jahre lange arbeiteten sie, Hilde als Ärztin, Richard als UN-Experte, im Kongo und in Burkina Faso. Die Geburt der beiden Kinder, Sohn Willi und Tochter Margarita, veränderten ihr Leben. In den politisch unruhigen Zeiten wagten sie nicht, in Afrika ihre Kinder aufzuziehen und kehrten nach Österreich zurück.

Rechtzeitig, um sich dem „wichtigsten Kind der 68er“\*\*, der Frauenbewegung anzuschließen. AUF, die Aktion Unabhängiger Frauen war als Teil der Autonomen Frauenbewegung gegründet worden, und es herrschte eine heute kaum vorstellbare Aufbruchstimmung. Die Gesellschaft der Nachkriegszeit bröckelte, und die AUF-Frauen halfen kräftig dabei mit. Nach einem langen zähen Kampf fiel 1975 der Abtreibungsparagraph, eine der wichtigsten Forderungen der Frauenbewegung. Auch bei den Frauen für Frieden war Hilde Langthaler aktiv, beim Bund demokratischer Frauen, später bei den 20.000 Frauen, um nur einige ihrer feministischen Engagements zu nennen. Ebenso außenpo-

---

\* wie es damals hieß. Heute spricht man von Entwicklungszusammenarbeit

\*\* Hilde Langthaler, 1968 und die Folgen in: 1968 – ROLL OVER AGAIN... Edition Roesner 2018



litisch: Die Befreiungskämpfe Afrikas, die Palästinenserfrage, Nicaragua – Hilde blieb trotz anstrengendem Medizinberuf und familiären Pflichten weiterhin politisch tätig. Ihre schriftstellerische Arbeit kam dabei sicher zu kurz, blieb jedoch immer ihr Zentrum. Ihr mehrfach inszeniertes Theaterstück „Nur keine Tochter, das unter dem Titel „Mit beiden Beinen fest in den Wolken“ auch verfilmt wurde, war eines ihrer großen Erfolge, auch international. Doch lieber als für das Theater schrieb sie Bücher. Sie bevorzugte die kurze Form, das Gedicht, die lyrische Prosa, den Aphorismus. In ihren Texten wird eine völlig andere Person sichtbar als die tätige und tatkräftige Hilde, die als Medizinerin wie als Aktivistin für Menschen eingetreten, gegen Übermacht, Willkür, Diktatur gekämpft hat. Das Leben ist für sie ein Ausgesetztsein, sein Sinn nicht zu lösen, es gibt nur Fragen, keine Antworten, eine Lösung schon gar nicht.

wer kennt die gesetze des kosmos, den ewigen/kreis der gestirne, den urgrund der sehnsucht / das sein und das nichts / auch wir sind getrieben, für immer im kreis, es /gibt keine gnade, uns hilft nur der tod.\*

Hilde Langthaler war schon einige Jahre schwer erkrankt. Ihre Krankheit und die damit verbundenen schmerzhaften Behandlungen erwähnte sie kaum und wenn mit dem ihr eigenen trockenen Humor. Erst bei unserem letzten Gespräch, als sie mich bat, bei der Lesung im Literaturhaus ihren Text vorzutragen und ich protestierte, lag doch noch ein Monat Zeit dazwischen, in der sie längst wieder auf den Beinen sein würde, sprach sie von ihrem sehr schlechten Zustand, und als ich sie wenige Stunden vor ihrem Tod im Krankenhaus besuchte, war klar, dass es zu Ende ging. Sie blieb bis zuletzt klar bei sich, hatte Zeit, mit ihren Lieben zu sprechen, sich zu verabschieden und vor allem – gerade sie, die so vielen so viel gab! – zu bedanken.

Als kleine Kinder hatten sich Hilde und ihr Bruder Dieter mit TBC angesteckt und kamen in die Lungenheilstätte auf der steirischen Stolzalpe. Das geschah in den Kriegsjahren, der Vater war kurz vor Hildes Geburt verstorben, die Mutter, Medizinerin von Beruf, erhielt die Familie allein. Die Kinder lebten zwischen den erwachsenen Patienten, mehr oder weniger unbeaufsichtigt, bewegten sich frei durch die Anstalt und in der Natur. Die Jahre dort hatte sie als die schönste Zeit ihres Lebens in Erinnerung. Niemals wieder, erzählte sie, hatte sie sich so frei und ungebunden gefühlt.

Ich habe in Hilde Langthaler eine liebe Freundin und Kollegin verloren. Ei-

---

\* Hilde Langthaler, wer kennt die gesetze in: VERWORTUNGEN. Edition art science 2019

nen für mich sehr wichtigen Menschen. Ich hoffe, dass sie nun so frei ist, wie sie es immer gewünscht hat. Wenn ich an sie denke, fällt mir immer ihr Lachen ein. Sie war ein ernster und ernsthafter, tiefsinniger Mensch, aber wir haben vor allem viel miteinander gelacht.

*Susanne Ayoub*

## **Nachruf**

# **Margarethe Herzele**

2. 8. 1931 St. Veit an der Glan – 29.4. 2019 Wien

Schon in frühen Jahren strebte Margarethe Herzele danach, ihr musikalisches Talent zu entwickeln und ihren künstlerischen Interessen nachzugehen. Zunächst wollte sie Tänzerin werden. Dieser Wunsch wurde ihr von ihrer Familie strikt verwehrt. So wandte sie sich bald dem Zeichnen und auch dem Schreiben zu. Bereits mit neun Jahren verfasste sie ihren ersten Roman mit dem Titel: „Kinderseelchen“, mit zwölf Jahren entstand ihr zweiter Roman „Schwarzerle“. Es gelang ihr schließlich den Besuch des Gymnasiums durchzusetzen. Wie bewundernswert ist doch diese energiereiche Zielstrebigkeit.

Noch während der Schulzeit wurde eines ihrer Bilder bei einer öffentlichen Ausstellung prämiert. Diese Anerkennung beeinflusste und beschleunigte ihre Entscheidung, im Jahr 1951 das Studium der Malerei und Kunsterziehung an der Akademie der Bildenden Künste in Wien zu beginnen. Und ihr Erfolg war bemerkenswert, denn sie schloss das Studium mit vier ersten Preisen ab. Nach ihrer Unterrichtstätigkeit in St. Gallen in der Schweiz kehrte sie nach Österreich zurück und heiratete 1957 den Maler und Bildhauer Günther Kraus. Sie übersiedelte 1958 mit ihm nach Wien und bereits in den folgenden fünf Jahren kamen ihre vier Kinder zur Welt.

Trotz der großen familiären Aufgaben arbeitete sie freiberuflich als bildende Künstlerin. Sie malte und illustrierte, verwob Zeichnungen mit Worten, Farben mit Gestalthaftem und setzte sich mit verschiedenen Materialien auseinander, die jeweils zum Medium für ihre, teils verborgenen Aussagen wurden. Sie schuf Eisenradierungen, Textilcollagen und Wandteppiche. Es entstanden Kleinplastiken und sie arbeitete auch an großen Marmorreliefs. Ab 1959 hatte sie, meist zusammen mit ihrem Mann Günther Kraus, zahlreiche Ausstellungen in verschiedenen

europäischen Ländern, sowie in Guatemala und Mexiko, Neuseeland und Australien. Bilder von Margarethe Herzele befinden sich im Besitz der Österreichischen Galerie im Belvedere, des Kupferstichkabinetts der Akademie der Bildenden Künste in Wien, des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst, sowie in Museen und Galerien in Deutschland, Skandinavien und in den USA.

Ebenso vielseitig und beeindruckend war Margarethe Herzele als Schriftstellerin. Seit 1966 veröffentlichte sie ihre zahlreichen literarischen Werke in Wien, Kärnten und New York. Sowohl ihre Erzählungen als auch ihre Gedichte wurden durch ihre eigenen Zeichnungen in deren Aussage intensiv verstärkt und mit neuen Aspekten versehen. Besonders hervor zu heben sind die beiden Bände: „Carinthian Love Songs. Gedichte und Zeichnungen“ (Englisch/Deutsch), Cross Cultural Communications, New York 1976, sowie „Carinthian Love Songs II. Gedichte und Zeichnungen“ (übersetzt ins Englische von Herbert Kuhner), Carinthia Verlag, Klagenfurt 1979. Im Badener Grasl Verlag erschien 1987 der Band „Trommelwirbel der Wolken. Gedichte“. Bewegend, gerade in dieser Zeit, ist Margarethe Herzeles Verflechtung von Leben, Verlust und Schreiben. 1988 starb ihr Ehemann an einem Gehirntumor. 1989 publizierte sie im Wiener Frauenverlag das Buch: „O Glanz des M(W)ilden Mondes. Erzählungen, mit Zeichnungen der Autorin“. Für dieses Buch erhielt sie eine Buchprämie der Kunstsektion des Unterrichtsministeriums. 2012 erschien ihr literarisches Opus magnum, ein 976 Seiten umfassender, außergewöhnlicher Roman: „Chaos unter der Haut“, (Hg. Helmuth A. Niederle), edition hic&hoc, Johannes Martinek Verlag, Perchtoldsdorf. Dieses Werk stellt einen überaus beeindruckenden, teilweise schwer zugänglichen Schlussstein in Margarethe Herzeles vielschichtiger literarischer Geisteswelt dar.

Ihre sonstigen zahlreichen, über die Jahre entstandenen Texte, sind räumlich und zeitlich verstreut in Zeitschriften und Anthologien, im deutschsprachigen Raum und in Übersetzungen in arabischen Ländern, in Australien, China, Taiwan und Vietnam, in europäischen Ländern, sowie in Kanada und in den USA. Und sie sind auch vertreten in der Library of Congress in Washington D.C. Ihre Lesetätigkeit führte sie, teils im Rahmen ihrer Ausstellungen, in viele dieser genannten Länder, bis nach Australien.

Margarethe Herzele war Mitglied in verschiedenen literarischen und künstlerischen Vereinigungen, darunter im Österreichischen und Internationalen PEN-Club, in der Regensburger Schriftstellergruppe International, im Podium und im Wiener Frauenverlag, ebenso im Künstlerhaus Wien und im Kunstver-

ein Kärnten. Im Österreichischen Schriftsteller/innenverband war sie langjähriges Vorstandsmitglied und als sie aus gesundheitlichen Gründen den Vorstand verließ wurde sie 2016 zum Ehrenmitglied ernannt.

In der Zeit von 2009 bis 2017, als ich die Leitung des OESV innehatte, gab es mit ihr viele anregende Gespräche und eine impulsreiche Zusammenarbeit. Besonders erfreut war ich darüber, dass es gelungen ist, sie dafür zu gewinnen, vier Themenhefte des Verbandes mit ihren Grafiken zu illustrieren. Es waren die Hefte der Jahre: 2010 (Festschrift 65 Jahre Österreichischer Schriftstellerverband), 2013 (Aus der Zeit gefallen), 2014 (Das geheime Leben der Dinge) und 2015 (Jubiläumsausgabe 70 Jahre ÖSV).

Margarethe hat sich jeweils eingehend mit den vorliegenden Texten befasst und zu diesen dann Zeichnungen neu entworfen oder bereits vorhandene entsprechend gestaltet. Mit großem Engagement kam es schließlich immer zur Feinarbeit vor der Drucklegung. Die Publikationen gewannen durch ihre Illustrationen eine besondere, unverwechselbare Prägung. Margarethes meist zurückhaltende, immer einfühlsame und doch sehr bestimmte Art bereicherte stets unsere redaktionelle Arbeit.

Diese kleine, zierliche, alterslos wirkende Frau mit dem wachen Blick konnte in fast jeder Situation, auch in sehr dynamisch agierenden Gruppen, wie etwa im Vorstand, einen positiven Aspekt erkennen und wenn nicht anders, so zumindest einen versteckt heiteren. In diversen Verlagsbeschreibungen, Presseberichten und Rezensionen über Margarethe Herzele und ihr Schaffen finden sich subtile Formen des Widerspruchs wie: Befreiung und Anpassung, Mut und Verzweiflung, Naivität und Leidenschaft, grausam Zerstörerisches und himmlisch Schönes. Und es ist nicht überraschend, dass von allem etwas stimmt. In ihre perspektivenreiche Gedankenwelt konnte man auch dann gelangen, wenn sie bei ihren Lesungen eine dichte szenische Atmosphäre entstehen ließ, in die sie dann bei gewissen Textpassagen hinein glitt und sich gegenwarts- und zeitvergessen beinahe selbst darin verlor. Winzige Geräusche und Anwesenheitszeichen aus dem Publikum holten ihre Aufmerksamkeit dann wieder behutsam zurück an den Lesetisch.

Auch wenn sie nun endgültig weggeglitten ist in eine andere Welt, so bleibt sie als Vorbild, als liebenswürdiger Mensch, sowie mit allen ihren Werken hier in unserer Erinnerung.

*Sidonia Gall*

# Aus dem Verbandsbüro

Vorstand des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes einstimmig gewählt in der Ordentlichen Generalversammlung am 06. 06. 2019.

Vorsitzende:	Prof. Marianne GRUBER
1. stellv. Vorsitzender:	Mag. Ewald BARINGER
2. stellv. Vorsitzender:	Dr. Martin STANKOWSKI
Kassier:	Prof. Dr. Wolfgang GROISS
Stellv. Kassier:	Bernhard HEINRICH
Schriftführer:	Dr. Max HABERICH
Stellv. Schriftführer:	Mag. Klaus EBNER
1. Rechnungsprüferin:	Elfriede BRUCKMEIER
2. Rechnungsprüfer:	Dr. Manfred A. SCHMID

Weitere Vorstandsmitglieder: Mag. Dr. Jacqueline GILLESPIE, Liesbeth HADDAD-KIRCHL, Dr. Brigitte PIXNER

Teilen Sie uns bitte bei Umzügen, neu angelegten E-Mailadressen oder Änderungen Ihrer Telefonnummer Ihre aktuellen Kontaktdaten mit, damit wir Sie auch weiterhin erreichen können.

Die OESV Homepage [www.oesv.or.at](http://www.oesv.or.at) wird regelmäßig aktualisiert. Geben Sie bitte Ihre Veranstaltungstermine und Neuerscheinungen dem OESV-Büro per E-Mail bekannt, damit diese auf die Website gestellt werden können.

Voraussichtliche Bürozeiten:

Montag	08:00 – 13:00 Uhr
Mittwoch	14:00 – 17:00 Uhr
Donnerstag	08.30 – 12.30 Uhr

Termine nach Vereinbarung per E-Mail. Assistentin: Frau Ines Scholz, BA

Wir sind telefonisch erreichbar unter: Telefon und Fax +43 (0)1/586 41 51

Am schnellsten erreichen Sie uns über unsere E-Mail-Adresse [office@oesv.or.at](mailto:office@oesv.or.at)

Wer Interesse hat, eine eigene Homepage einzurichten und technische Unterstützung benötigt, möge sich mit unserer Web-Betreuerin in Verbindung setzen: Dr. Eva Broermann, Telefon +43 660 554 53 54, E-Mail: [me@vienneva.com](mailto:me@vienneva.com) Web: [vienneva.com](http://vienneva.com). Die etwaigen Kosten sind verhandelbar und erschwinglich.

# Impressum

## Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

### Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: [office@oesv.or.at](mailto:office@oesv.or.at), Web: [www.oesv.or.at](http://www.oesv.or.at)

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Mag. Ewald Baringer, Mag. Klaus Ebner, Prof.

Dr. Wolfgang Groiss, Prof. Marianne Gruber, Dr. Max Haberich, Dr.

Martin Stankowski, Assistentin: Ines Scholz, BA



**KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH**



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH



